

Ergebnisse der neueren Säuglingsforschung
aus der Sicht des Psychoanalytikers Daniel N. Stern

Liebe Gäste, liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich werde Ihnen heute von den Ergebnissen der neueren Säuglingsforschung aus der Sicht des Psychoanalytikers Daniel N. Stern berichten. Stern ist Professor für Psychiatrie, Leiter einer Forschungsstätte an der Medizinischen Fakultät der Cornell Universität in den USA und Mitarbeiter eines Forschungsteams der Universität Genf in der Schweiz. Er spricht von einer wahren Revolution auf dem Gebiet der Säuglings- und Kleinkindforschung und sieht diese vor allem in der neuen Art begründet, in welcher an die Untersuchung des Säuglingsverhaltens und -erlebens herangegangen wird. Es gab immer schon Menschen, die sich fragten, was ein Neugeborenes sehen, fühlen und erkennen könne. Aber die Antworten auf diese Fragen blieben grossenteils unbefriedigend, bis Forscher zu überlegen begannen: Wie und womit — mit welchem Verhalten — könnte ein Baby uns antworten? Wie wir sehen werden, erlauben die neuen, erfindungsreichen Versuchsanordnungen den Säuglingen, sich ganz natürlich auszudrücken, und die modernen technischen Aufzeichnungsverfahren bieten eine Präzision der Beobachtung und Überprüfung der Beobachtung, die älteren Forschern nicht erreichbar war.

Das Neugeborene hat drei gut entwickelte Verhaltensmuster, die sich als Antworten auf Forscherfragen eignen, weil sie leicht und häufig zu beobachten und unter willentlicher Muskelkontrolle sind: Es kann den Kopf von einer Seite auf die andere drehen, es kann saugen und es kann schauen. Alle Babys sind von Geburt an zeitweilig in Zuständen wachsender Inaktivität (siehe Peter H. Wolff, 1959, S. 110-118). Sie sind dann nicht von inneren Bedürfnisspannungen geplagt und scheinen für kurze Zeit in der Lage zu sein, auf äussere Reize mit komplexen Bewegungen zu antworten.

Das ist die Zeit, ihnen Fragen zu stellen wie z.B.: 1) Können sie den Geruch der Milch ihrer eigenen Mutter von demjenigen

einer anderen Muttermilch unterscheiden? Drei Tage alte Babys drehen den Kopf regelmässig auf die Seite der Milch ihrer eigenen Mutter, unabhängig davon, auf welcher Seite sich der mit ihr getränkte Lappen befindet (Stern, 1985, S. 39). 2) Ziehen Säuglinge menschliche Stimmen anderen Geräuschen in gleicher Lautstärke und Tonhöhe vor? Ja, sie tun es. Sie lernen sehr schnell, mittels saugen etwas in Gang zu bringen. In einer Serie von Experimenten wurde ein mit einer Elektrode versehener Nuggi mit einem Cassettenrecorder verbunden. Je nach Intensität des Saugens konnten die Säuglinge verschiedene Geräusche produzieren. Sie saugten am häufigsten so, dass sie die menschliche Stimme zu hören bekamen. Unter verschiedenen menschlichen Stimmen bevorzugten sie diejenige der Mutter (Colwyn Trevarthen, 1979, S. 334). 3) Ziehen Säuglinge menschliche Gesichter anderen visuellen Mustern vor? Die Tatsache, dass bei einer Präsentation von menschlichen Gesichtern und geometrischen Mustern die Babys länger und aufmerksamer auf die Gesichter schauten, wird als Bejahung dieser Frage aufgefasst (Stern, 1977, S. 49-50).

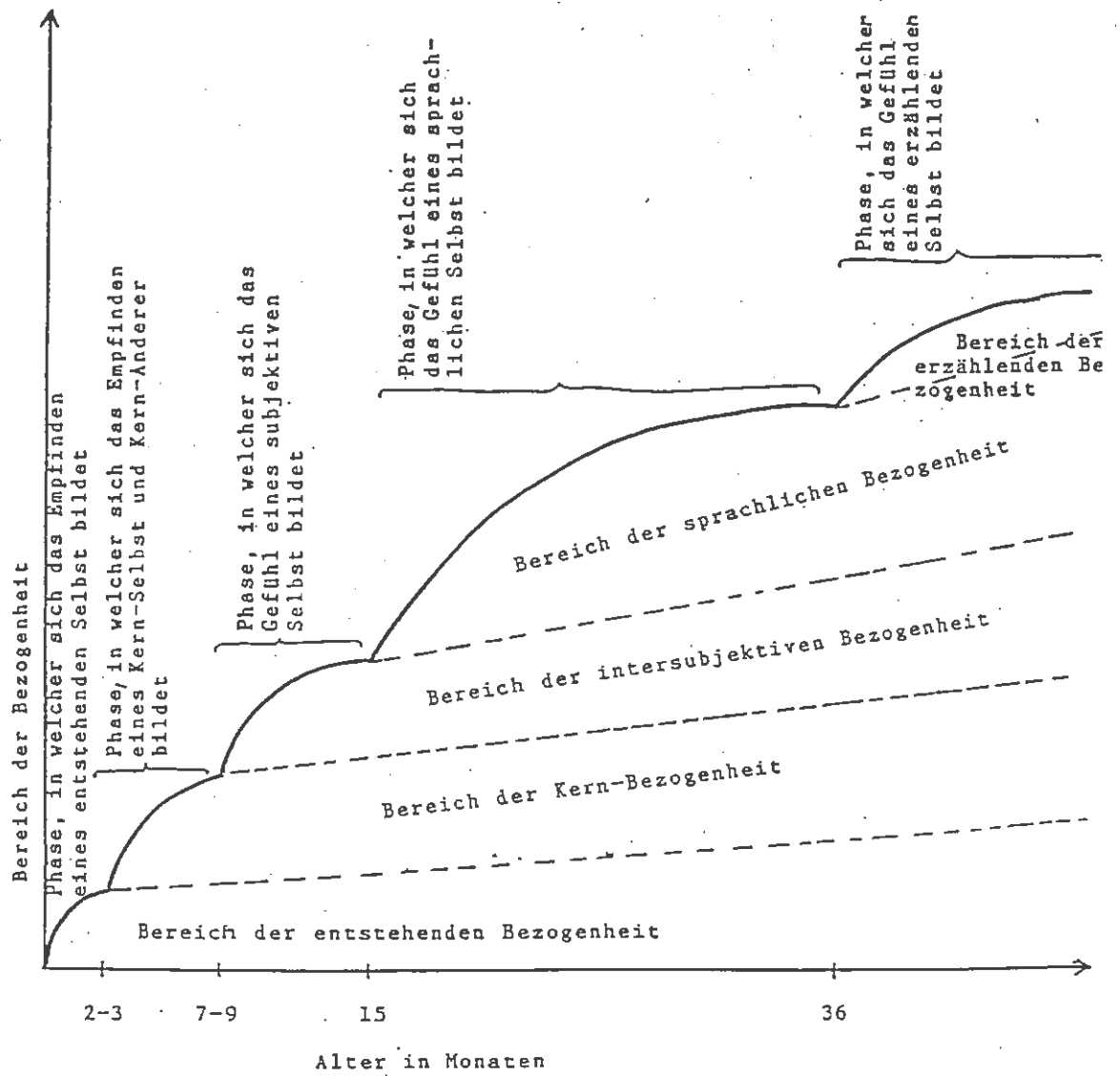
Das grosse Verdienst Daniel Sterns ist nun aber nicht nur, dass er uns die eigenen Forschungsergebnisse und diejenigen seiner Kolleginnen und Kollegen vermittelt. Er schweisst sie zusammen zu einem kühnen Entwurf einer neuen Theorie der psychischen Entwicklung des Menschen, und das ist, was uns Therapeuten verschiedenster Richtungen, die wir täglich mit den Störungen im psychischen Werdegang des Menschen konfrontiert sind, interessieren muss.

Stern ist Psychiater, Entwicklungspsychologe und Psychoanalytiker. Auf deutsch liegt von ihm das Buch Mutter und Kind. Die erste Beziehung vor. Es erschien 1979 im Klett-Cotta-Verlag. Meine Ausführungen beziehen sich jedoch hauptsächlich auf das bisher nur in Englisch erhältliche Buch The Interpersonal World of the Infant. A View from Psychoanalysis and Developmental Psychology, das 1985 von Basic Books in New York herausgegeben wurde. Stern versucht darin, den im Hier und Jetzt "beobachteten Säugling" der experimentellen Entwicklungspsychologie mit dem "klinischen Säugling" der Psychoanalyse zusammenzubringen, der im wesentlichen aus Erinnerungen, Phantasien und Mutmassungen besteht, die anhand klinischer Fälle in der psychoanalytischen Situation auftauchen.

Lange Zeit lag der Schwerpunkt der experimentellen entwick-

lungspsychologischen Untersuchungen bei der Beobachtung und Beschreibung einzelner körperlicher und psychischer Fähigkeiten. Ich erinnere an die Alterstabellen von Arnold Gesell: Wann lernt das Kind greifen? Ab wann ist Augen/Hand-Koordination zu beobachten? Wann entwickelt das Kind einen Zahlenbegriff, etc. Beobachtet wurden Reifungsschritte und eher der Umgang mit Dingen als soziale Interaktionen. Nach dem subjektiven Erleben des Säuglings zu fragen, war suspekt. Das schränkte die Brauchbarkeit dieser Forschungsergebnisse für die klinische Praxis ein. Die Psychoanalyse hingegen hatte schon immer Schlüsse über das subjektive Empfinden des Säuglings gezogen: Was bereitet ihm Lust/Unlust? Was verursacht Konflikte? Sie interessierte sich ganz speziell für die soziale Welt des Säuglings: Wer ist emotional bedeutungsvoll? Mit wem wird sich identifiziert? Wer und was wird verinnerlicht? Die Psychoanalyse konnte dadurch einen grösseren Teil menschlicher Realität erfassen als die experimentelle Entwicklungspsychologie, und ihre Erkenntnisse sind für die Therapie fruchtbar geworden. Einige der psychoanalytischen Postulate werden jedoch durch die Ergebnisse der neueren Säuglingsforschung radikal in Frage gestellt.

Stern als Psychoanalytiker beschäftigt sich in erster Linie mit dem subjektiven sozialen Erleben des heranwachsenden Kindes: Wie erlebt es sich selbst, wie sein Gegenüber, wie das Miteinandersein? Wie verändern sich diese Erfahrungen im Laufe der Zeit? Aber er will — und das ist in diesem Ausmass neu in der Psychoanalyse — seine Hypothesen anhand von Fakten aus wahrnehmungs- und kognitionspsychologischen Untersuchungen an Säuglingen und Kleinkindern überprüfen. Im Mittelpunkt seiner Untersuchungen steht das Selbstgefühl (Stern, 1985, S. 6-8). Das englische "sense of self" ist schwierig zu übersetzen. Es umfasst das Selbstempfinden, das Selbstgefühl, das Selbstverständnis und die Selbsterkenntnis. Wo wir vom Säugling reden, bezeichnet es natürlich nicht ein abstraktes Selbstkonzept, sondern eine direkte, vorerst einmal präverbale, subjektive Erfahrung, welcher Stern eine organisierende und strukturierende Funktion zuschreibt: Wie der Säugling und später der Erwachsene sich in der Beziehung zu sich selbst und zu den anderen erlebt, gestaltet grundlegend alle zwischenmenschlichen Begebenheiten seines Lebens.



Sterns Arbeit ist ein "work in progress". Bis jetzt unterscheidet er während der ersten drei Jahre zwischen fünf Formen des Selbstgefühls, die fünf verschiedene Bereiche von Bezogenheit

definieren. Obwohl sich eine nach der anderen im Laufe der ersten drei bis vier Lebensjahre entwickelt, sind sie nicht als einander ablösende und sich ersetzende Stufen oder Phasen aufzufassen. Eher sind es Wendepunkte, an denen sich die Möglichkeiten, mit sich selbst und den Mitmenschen in Kontakt zu sein, sprunghaft qualitativ verändern. Das subjektive soziale Erleben des Menschen ergibt sich aus der Summe und der Integration der Erfahrungen in allen Bereichen; denn jedes dieser Selbstgefühle bleibt, sobald geformt, lebenslänglich wirksam, entwicklungsfähig, aber auch störrisch. Allerdings betrachtet Stern die Zeit, in der sich das jeweilige Selbstempfinden bildet, als sensible, kritische Phase, die störrischer ist als das spätere Funktionieren.

I. Die erste Form des Selbsterlebens nennt Stern das Empfinden eines entstehenden Selbst

Die neueren Säuglingsforschungen zeigen, dass Babys angeborene Wahrnehmungspräferenzen haben und ihre Umgebung nach diesen Mustern absuchen. Babys sind in der Lage, das Charakteristische dieser Muster herauszuschälen. Wiederholt sich ein bevorzugtes Ereignis, zeigen Säuglinge innerhalb von wenigen Tagen Vertrautheit damit. Haben sie die Möglichkeit, die Wiederholung selbst herbeizuführen, z.B. mittels saugen, tun sie es. Wir haben bereits gehört, dass Babys menschliche Gesichter geometrischen Mustern vorziehen. Unter einer Auswahl verschiedener Tonhöhen wählen sie erstaunlich genau den Frequenzbereich, den Erwachsene benutzen, wenn sie mit dem Kind Babysprache sprechen. Um ihr Überleben als Menschen sicherzustellen, scheint die Natur sie so ausgestattet zu haben, dass sie von Geburt an mit grösster Sensibilität und Lust auf alles reagieren, was vom Menschen kommt.

Sterns Arbeitshypothese lautet nun, dass diese bevorzugten Erfahrungsmuster erste Bezugspunkte für weitere Erfahrungen bilden. In dem, was das Baby vorerst punktuell und unzusammenhängend erlebt, bilden sich Ordnungen, Regelmäßigkeiten. Unterschiede zwischen seinen Sinneserfahrungen und den sie begleitenden Gefühlen werden ihm deutlicher, Gemeinsamkeiten und Entsprechungen erkennbar, Abläufe vorhersehbar. Und das, was Stern das Empfinden

eines entstehenden Selbst nennt, ist nichts anderes als das subjektive Erleben eben dieser Vorgänge.

Ein Prozess, der dabei eine grosse Rolle zu spielen scheint, ist die Fähigkeit des Säuglings, Wahrnehmungserfahrungen von einer Sinnesmodalität in eine andere zu übertragen. Stern (1985) spricht in diesem Zusammenhang von amodaler Wahrnehmung (S. 47), A. N. Meltzoff und W. Borton, die Forscher, die diese Prozesse erstmals experimentell nachwiesen, bezeichnen sie als intermodal (Stern, 1985, S. 288). Die Untersuchung, mit der sie 1979 grosses Aufsehen erregten, war in folgender Weise angeordnet: Drei Wochen alten Babys wurden die Augen zugedeckt. Sie bekamen einen von zwei verschiedenen Nuggis zum Saugen (einer war rund und glatt, der andere hatte hervorstehende Knoten). Nachdem die Säuglinge nur mit dem Mund mit einem der Schnuller Erfahrungen gemacht hatten, wurde dieser neben den anderen gelegt und die Augenbinde entfernt. Nach einer kurzen visuellen Überprüfung beider Nuggis blickten die Babys länger auf denjenigen, an welchem sie gesaugt hatten. Ihre Augen schienen zu erkennen, was der Mund gespürt hatte (Stern, 1985, S. 47-48). In der Folge wurde untersucht, ob drei Wochen alte Babys die Übereinstimmung respektive Diskrepanz zwischen der Intensität einer bestimmten Licht- und Lautquelle, zwischen Lippenbewegungen und Stimme, etc. erkennen können. Sie scheinen zu alledem fähig zu sein (S. 48-50). Stern schliesst auch aus den Nachahmungen (Mund öffnen, Zunge herausstrecken), die an 3-5 Tage alten Babys beobachtet werden können, eine angeborene Entsprechung zwischen dem, was das Kind sieht und dem, was es tut (S. 50).

Wir wissen nicht, wie Säuglinge es zustandebringen, Informationen, die sie mit einem Sinn aufnehmen, in einen anderen zu übersetzen. Stern und seine Kollegen denken, dass sie weniger übersetzen, als vielmehr von Geburt an die Fähigkeit haben, aus dem, was sie hören, sehen und spüren, gewisse globale Qualitäten, z.B. Intensität, Gestalt, Zeit- und Bewegungsmuster, herauszuschälen und davon eine abstrakte Vorstellung zu bilden — eine psychische Leistung, die bislang als das Resultat von Lernen aufgefasst worden war und erst im zweiten Lebensjahr erreicht sein sollte.

Es wird in der Literatur (Joseph D. Lichtenberg, 1989, S. 22) als das besondere Verdienst Sterns hervorgehoben, uns auf

eine dieser Qualitäten aufmerksam gemacht zu haben: die Vitalitätsaffekte. Es ist nicht ganz einfach zu fassen, was Stern damit meint. Vitalitätsaffekte sind nicht die klar unterscheidbaren Kategorien von Gefühlen wie Freude, Traurigkeit, Angst oder Wut, sondern eher die unterschiedliche Art und Weise, in welcher Menschen Freude, Traurigkeit, Angst und Wut ausdrücken und subjektiv erleben. Vitalitätsaffekte sind Empfindungen, die untrennbar mit allen vitalen Prozessen wie atmen, hungrig werden, ausscheiden, einschlafen, erwachen, dem Kommen und Gehen von Emotionen und Gedanken verbunden sind. Die Art und Weise, wie die Mutter von Raum zu Raum geht, wie sie Utensilien vom Gestell herunterholt, den Vater begrüsst, sich selbst oder dem Kind durchs Haar fährt, hat eine charakteristische Ausdruckskraft — sagen wir gleichmässig fliessend oder ruckartig, explosiv, mal schwächer werdend oder sich steigernd, frisch, verhalten — die das Kind ganz körpernah empfindet und die ihm hilft, die Mutter von anderen zu unterscheiden. Auch wie es sich selbst spürt beim Wickeln, im Bad oder allein im Bettchen, hat gleichbleibende gefühlsmässige Merkmale, die die einen Erlebnisse miteinander verbinden und andere von ihnen unterscheiden und — das ist das Wesentliche hier — somit als ordnende Faktoren wirken.

II. Das Produkt dieser ersten ordnend-gestaltenden Prozesse ist das Empfinden eines Kern-Selbst, das sich ungefähr zwischen dem zweiten und siebten Monat bildet.

Es sei hier eingefügt, dass für Stern Selbsterfahrungen untrennbar mit der Erfahrung des Anderen, des Gegenübers zusammenhängen. Das Entwickeln und Spüren eines eigenen Kerns geht parallel mit dem Erfassen des Kern-Anderen und wächst im Umgang mit den Mitmenschen.

Im Gegensatz zu der Vorstellung, dass sich Mutter und Kind anfänglich in einem Zustand von Undifferenziertheit befinden, aus dem sich das Kind während des ersten Lebensjahres nur allmählich ausgliedert, ziehen Stern und zahlreiche andere Forscher aufgrund ihrer Untersuchungsergebnisse den Schluss, dass als sehr wahrscheinlich anzunehmen ist, dass Säuglinge von Anfang an das Rüstzeug und

die Gelegenheit haben, sich selbst und die Anderen als voneinander gesonderte Wesenheiten zu erfahren. Die Wahrnehmung des Kennzeichnenden an sich und an den Anderen geschieht nach Sterns Ansicht durch die Entdeckung von Invarianten, d.h. von dem, was sich in der Vielfalt von Erscheinungen und Empfindungen wiederholt und gleichbleibt.

Es gibt viele Möglichkeiten zur Entdeckung von Invarianten. Das tägliche Verhalten der Betreuungspersonen gegenüber dem Kleinkind ist in der Regel anders als der Verkehr unter Erwachsenen. Es ist akzentuiert, oft stereotyp. Es stellt ein Thema mit Variationen dar. Die Gesichter von Erwachsenen, die am Kinderbettchen erscheinen, sind z.B. charakterisiert durch folgende Übertreibungen: Die Augen sind weit geöffnet, die Augenbrauen hochgezogen, der Mund zugespitzt. Babysprache ist gekennzeichnet durch grössere Tonhöhe, einfache grammatikalische Muster, beschränkten Wortschatz, langsames Tempo und übertriebene Betonungen. Stellen wir uns nur selbst vor einem Kinderwagen vor! Viele von uns würden vermutlich Dinge sagen wie: "Wer schreit denn da? Ist das mein Schatz? Bist Du mein Schatz? Mein Schatz hat Hunger und schreit. Schreit lauthals". Wir hören, wie die Themen "Schatz" und "schreien" wiederholt und variiert werden. Analoges geschieht mit dem Gesichtsausdruck, den Kopf- und Handbewegungen.

Da wir nun wissen, wie früh und differenziert schon Neugeborene aus den verschiedenen sinnlichen Erfahrungen das Gemeinsame, die Invarianten, herauszuschälen vermögen — ich erinnere an die amodale oder intermodale Wahrnehmung, den gespürten und erblickten Nuggi — leuchtet es ein, dass all die frühen Spiele, welche die Pflegepersonen mit Babys tätschelnd und kitzelnd spielen, sehr wohl geeignet sind, das Kind in dieser Wahrnehmung zu unterstützen. Denken wir an "Es chunt än Bär ..."

Um das Empfinden eines eigenen Wesenskerns zu bilden und zu behalten, braucht es nach Stern die Integration von vier invarianten Grunderfahrungen: Der Mensch muss sich als Urheber seiner Handlungen und als Nicht-Urheber der Handlungen anderer, als kohärent, als fühlend/empfindend und als in der Zeit bestehen bleibend/kontinuierlich erleben. Normalerweise ist uns das selbstverständlich. Nur im Miterleben von aussergewöhnlichen psychischen Zuständen wird für uns bewusst erfahrbar, wie zentral das Fehlen dieser Erfahrun-

gen den Kern der Persönlichkeit trifft. Wir wollen nun diese entscheidenden Selbst-Invarianten genauer ansehen:

1. Zum Erleben von Urheberschaft: Es sind die willentlichen Akte, die dem Kind die grundlegenden Kern-Selbst-Erfahrungen vermitteln. Wo der Mensch Urheber einer Handlung ist, spürt er Willenskraft. Sein Vorgehen beweist Absichtlichkeit, Planmässigkeit. Er kontrolliert das Geschehen mindestens ein Stück weit. Bei einem ca. 4 Monate alten Baby kann das so aussehen: Es liegt auf dem Rücken und beobachtet ein Mobile, das über ihm hängt. Es strampelt. Das Mobile bewegt sich und gibt Geräusche von sich. Das Kind strampelt wieder mit demselben Resultat. Dann schaut es dem Mobile mit grossem Interesse zu, ohne sich zu bewegen. Erst eine Weile nachdem es vollkommen still steht, strampelt das Kind wieder und schaut der Bewegung interessiert zu. Wir können die ersten Strampelbewegungen als zufällig auffassen. Es fällt jedoch schwer, beim dritten Strampeln nicht an einen Akt zu denken, dem eine Erinnerung, ein Plan und eine Erwartung zugrunde liegen, und es leuchtet ein, wenn die beobachtenden Forscher (Michael Lewis und Jeanne Brooks-Gunn, 1979, S. 1-2) vertreten, dass das Kind sich an diesem Punkt ahnungsweise als handlungsfähig erleben müsse — anders als wenn eine Pflegeperson ans Bettchen träte und das Mobile auf irgendeine Art in Bewegung brächte.

Ist das Kleinkind selbst Urheber einer Handlung, erlebt es andere propriozeptive Rückmeldungen als dann, wenn jemand anders Urheber der Handlung ist. Bewegt z.B. ein Säugling seinen Arm und berührt dabei zufällig oder willentlich sein Gesicht, bekommt er Rückmeldungen vom Arm und vom Gesicht. Wird er im Unterschied dazu von der Pflegeperson berührt, ergibt das nur Sinneseindrücke im Gesicht.

Ist das Kind Urheber einer Handlung und bezieht sich diese auf das Selbst, so sind die Konsequenzen vorhersehbarer, als wenn sie sich auf jemand anders beziehen. Gibt ein dreieinhalb Monate altes Baby Laute von sich, fühlt es mit Bestimmtheit in seiner Brust die Resonanz der Laute; aber dass die Mutter antwortet, ist nur wahrscheinlich. Schaut es die Mutter an, ist gewiss, dass sie in sein Blickfeld kommt; dass sie den Blick erwidert, ist höchst wahrscheinlich, aber nicht sicher — dies als Beispiele von Gelegenheiten, bei denen nach Sterns Ansicht schon das wenige Monate alte Baby

spüren kann, dass es nicht mit der Mutter verschmolzen ist, dass gewisse Ereignisse von ihm selbst in Gang gesetzt werden und andere nicht.

2. Die zweite grundlegende Erfahrung, die für die Bildung des Empfindens eines Kern-Selbst erforderlich ist, beinhaltet, zu spüren, dass man ein abgegrenztes, nicht fragmentiertes, kohärentes Ganzes ist und auch der Ort, von dem die eigenen zusammengehörenden Handlungen ausgehen. Wie kommt ein 2-7 Monate altes Baby zu dieser Erfahrung? Stern argumentiert, was zusammenhänge, müsse zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem Ort sein; seine verschiedenen Akte müssen von einem Ort ausgehen. Nun sind Säuglinge erwiesenermaßen fähig, verschiedene Reize — auditive, visuelle, taktile —, die einer Quelle entstammen, als zusammengehörig wahrzunehmen. Der Videofilm, den wir gesehen haben, zeigte uns, dass sich Kinder von Geburt an visuell nach der Quelle eines Lautes ausrichten. Mit drei Monaten erwarten sie entschieden, dass die Stimme der Mutter aus derselben Richtung komme wie ihr Gesicht. Werden die beiden experimentell getrennt, reagiert das Kind mit gequälter Verwirrtheit (Lichtenberg, 1981, S. 38). In einer ingeniosen Versuchsanordnung (Stern, 1985, S. 88-89) wurden für fünf Monate alte Babys auf einer Leinwand (einer sogenannten splitscreen) zwei Filme gezeigt. Auf dem einen fuhr ein VW weg, auf dem anderen kam er näher. Dazu wurde einmal ein leiser werdendes und das andere Mal ein lauter werdendes Motorengeräusch abgespielt. Die Kinder schauten bei dem lauter werdenden Geräusch auf den sich nähernden VW und umgekehrt. Gewiss können sie somit das Erscheinungsbild und den Widerhall der Schritte von näherkommenden und sich entfernenden Eltern als zusammengehörig erfassen, können vermutlich die Schritte des Vaters von denen der Mutter unterscheiden. Denn die Pflegepersonen und auch das Kind selbst haben je eine charakteristische Art, sich in Raum und Zeit zu bewegen. Sie sind mit sich selbst synchron: In der Regel stimmen z.B. die Lautstärke und die Geschwindigkeit des Sprechens mit der Heftigkeit der Begleitbewegungen überein. Da Babys einen ausgezeichneten Zeitsinn besitzen — sie registrieren im Alter von drei Monaten bereits Abweichungen von Bild/Ton-Synchronisationen, die nur Bruchteile von Sekunden betragen — ist es vorstellbar, dass sie anhand der Kohärenz von Bewegungsabläufen, Zeitstrukturen und Intensitäten in der Lage sind, sich als Ausgangsort von Hand-

lungen zu erfahren, die in sich zusammenhängen — im Unterschied zu Ereignissen, die von anderswo ausgehen und nicht in die eigenen Akte integriert sind.

3. Die dritte der vier grundlegenden Erfahrungen, die zur Bildung des Empfindens eines Kern-Selbst führen — das Erleben der eigenen Affekte — beschreibt Stern ähnlich wie das Erleben von Urheberschaft. Wieder sind es z.B. propriozeptive Rückkoppelungen, die dem Kind helfen, zu unterscheiden, dass innerlich spürbare Erregungen wie z.B. Freude zu ihm selbst gehören und nicht zu den Personen, die sie auslösen.

4. Das Empfinden eines Kern-Selbst wäre kurzlebig, wenn nicht die vierte Grunderfahrung dazukäme: Kontinuität, d.h. die Erfahrung der erstaunlichen Tatsache, dass wir normalerweise bei allen körperlichen und psychischen Verwandlungen und in verschiedensten Bewusstseinszuständen das Gefühl haben, wir selbst zu bleiben. Die Fähigkeit, die das Kind für dieses Erleben braucht, ist das Erinnerungsvermögen.

Erinnerungen, die keine Sprachbasis haben, sind sehr früh vorhanden. Ein wichtiges Beispiel ist das Bewegungsgedächtnis. Es lässt sich an einem drei Monate alten Säugling so demonstrieren (Stern, 1985, S. 91): Er liegt in einem Bettchen. Darüber hängt ein Mobile, das mittels einer Schnur mit seinem Fuss verbunden ist. Strampelt der Säugling, bewegt sich das Mobile, was das Baby sehr schnell lernt. Wird es nach einigen Tagen in dasselbe Bettchen gelegt, dieses Mal aber ohne dass das Mobile mit seinem Fuss verbunden wird, strampelt es, mit Blick auf das Mobile, wieder heftig, obwohl sich das Mobile dadurch nicht mehr in Bewegung setzen lässt. 5-7 Monate alte Babys haben auch ein ausgezeichnetes Gedächtnis für visuelle Wahrnehmungen. Stern zitiert eine Forschung, die nahelegt, dass sie sich an das Bild einer fremden Person, das ihnen weniger als eine Minute lang gezeigt worden war, während mehr als einer Woche erinnerten (Stern, 1985, S. 62, 92). Auch affektive Erfahrungen speichert der Säugling. Ein Neugeborenes, dessen Atmung beim Stillen zufällig behindert worden war, blieb während mehrerer Fütterungen "brust-scheu". Wir sehen, Säuglinge beweisen Gedächtnisleistungen, die es grundsätzlich möglich erscheinen lassen, dass sie sich als in der Zeit bestehen bleibend erleben können.

Nun bedeutet der Begriff Kern-Selbst ja aber etwas übergrei-

fend Zusammengehöriges. Wie werden alle die Erinnerungen an Erfahrungen der eigenen Urheberschaft, der Selbst-Kohärenz, der Selbst-Affektivität und der eigenen Kontinuität zu einer organisierten subjektiven Perspektive zusammengeschlossen?

Stern und auch andere Wissenschaftler (Stern, 1985, S. 94-99; Lichtenberg, 1989, S. 26) gehen davon aus, dass alles, was sich real in zeitlicher, physischer und kausaler Beziehung zueinander ereignet, ein zusammenhängendes Ganzes, eine Episode bildet und als solche erinnert wird. Nehmen wir das Beispiel "hungrig sein, von der Mutter an die Brust gelegt werden, den Mund öffnen, saugen, Milch bekommen". Diese Erfahrung wiederholt sich unvermeidlicherweise mit kleinen Variationen. Was davon erinnert wird, ist nicht ein einmaliges Gestilltwerden, sondern eine generalisierte Vorstellung der Hunger/Mutter/Brust/Milch-Episode. Diese persönliche Verallgemeinerung wirkt in dem Sinne organisierend, als sie zu einer primitiven Wahrscheinlichkeitsannahme wird von dem, was an der Brust zu erwarten ist. Sie bestimmt, wie auf die folgenden Brust/Milch-Episoden reagiert wird. Verändert sich die Interaktion markant genug, muss die generalisierte Vorstellung im Sinne der neuen Erfahrung revidiert werden. Auf diesem Weg bilden sich aus einzelnen erinnerten Episoden Erinnerungsketten, -netze, die sich dauernd auf dynamische Art verändern und erweitern.

Dass Kinder schon vor dem Sprachgebrauch in einem gewissen Mass die Fähigkeit haben, zu verallgemeinern und zu abstrahieren, ist folgendem Experiment (Stern, 1985, S. 97-98) zu entnehmen: 10 Monate alten Babys wurde eine Serie von Gesichtsschemen gezeigt: unterschiedlich lange Nasen, unterschiedliche Stellung von Augen und Ohren, etc. Dann wurde von dieser Serie ein Durchschnitts-Prototyp hergestellt und den Babys mit weiteren neuen Gesichtern präsentiert. Sie reagierten auf das Durchschnittsgesicht, das sie nie zuvor gesehen hatten, wie auf ein vertrautes. Sie schienen in der Lage zu sein, die erste Serie von Gesichtern als Gesamtheit wahrzunehmen und daraus das durchschnittlich Gleichbleibende zu entnehmen.

Fassen wir zusammen: Während der Periode von 2-7 Monaten machen Säuglinge Erfahrungen mit Gleichbleibendem an sich und an den Anderen, die sie ansatzweise spüren lassen, dass sie und die Anderen physisch getrennt sind und ein jeder der Urheber seiner Hand-

lungen ist, dass sie gesonderte gefühlsmässige Erfahrungen machen und je eine eigene Geschichte haben. Gleichzeitig sorgen die integrativen Prozesse des Generalisierens — wie sie sich in den erinnerten Episoden widerspiegeln — dafür, dass sich diese grundlegenden invarianten Selbsterfahrungen zu einer Gesamtperspektive organisieren, nämlich zum Empfinden eines Kern-Selbst und Kern-Anderen.

III. Ungefähr zwischen dem siebten und zehnten Monat ereignet sich der nächste Entwicklungssprung, der dem Kind (ca. bis zum fünfzehnten Monat) zum Gefühl eines subjektiven Selbst verhilft und es zur intersubjektiven Bezogenheit befähigt.

Ich bin nicht sicher, dass ich verstehe, warum Stern diese neue Entwicklungsstufe diejenige des Gefühls eines subjektiven Selbst nennt; denn wir haben festgehalten, dass Säuglinge sich von Geburt an als Subjekte, d.h. in diesem Zusammenhang als aktiv und wirksam erleben. Ich meine, er müsste vom Gefühl eines intersubjektiven Selbst sprechen. Um Intersubjektivität zu beweisen, müssen Säuglinge in der Lage sein, ihr Verhalten auf die Subjektivität eines Anderen abzustimmen. Weil dies, am deutlichsten auf der Handlungsebene, schon von Anfang an zu beobachten ist — erinnern wir uns der Imitationen des Neugeborenen und daran, wie es mit Blicken den Kontakt zu seinen Betreuern reguliert — spricht ein schottischer Kollege Sterns, Trevarthen, auf der Stufe vor acht Monaten von einer primären Intersubjektivität. Den wesentlich komplexeren Umgang des Säuglings mit seinen Bezugspersonen nach ca. acht Monaten (welchen Stern mit Intersubjektivität bezeichnet), nennt Trevarthen dann sekundäre Intersubjektivität (Trevarthen und Penelope Hubbley, 1978, S. 183-184, 213; Trevarthen, 1979, S. 321-322). Ich flechte diese Unterschiede hier ein, um Ihnen zu zeigen, dass man sich über die Bezeichnungen der verschiedenen Stufen und die wesentlichen Momente, welche sie charakterisieren, nicht unbedingt einig ist unter den Säuglingsforschern. Hingegen besteht grosse Übereinstimmung über den Zeitpunkt der Entwicklungssprünge.

Das Neue am Erleben des sieben bis neun Monate alten Kindes ist nach Stern die allmähliche Entdeckung der Welt der Psyche. Das Kind beginnt zu realisieren, dass dem offenkundigen Handeln Absich-

ten, Wünsche, Gefühlszustände und Motive zugrundeliegen, welche das Handeln bestimmen. Es erfährt, dass sich die eigenen inneren Zustände des Wollens, Fühlens, Empfindens und Verstehens teilweise mit denjenigen der Anderen decken; und das heisst, sie können miteinander geteilt werden. Das sieben bis neun Monate alte Kind ist von diesem Zeitpunkt an sichtlich bestrebt, sie mit seinen Bezugspersonen zu teilen. Hat es ein Spielzeug, das ihm Spass macht, fordert es seinen Partner mit Blicken und Gesten auf, in sein lustvolles Spiel einzustimmen. Begehrt es etwas, reagiert es sensitiv auf die Bejahung oder Abweisung seines Wunsches. Es begreift einfache Gebote und Verbote und kann dafür gewonnen werden, sie einzuhalten. Es spielt "geben und nehmen". Es ist in der Lage, den Gesichtspunkt eines Anderen zu teilen. Wird es z.B. von der Mutter angeregt, etwas anzuschauen — Schau den schönen Schwan an! —, so muss es, um den Schwan zu entdecken, den Blick von Mutters Zeigefinger lösen und in die Richtung blicken, in die er weist. Es wurde früher angenommen, Kinder könnten das erst weit im zweiten Lebensjahr; denn es erfordert die Überwindung dessen, was Jean Piaget den egozentrischen Gesichtspunkt nennt. Neue Experimente (Stern, 1985, S. 129) beweisen aber, dass neun Monate alte Babys nicht nur in der Lage sind, die Perspektive eines Anderen zu übernehmen. Sie tun mehr: Wenn sie den Zielpunkt erreicht haben, schauen sie zurück zur Mutter, als ob sie überprüfen wollten, dass sie ihre Aufmerksamkeit demselben Phänomen zuwandten wie die Mutter. Trevarthen und Hubley (1978, S. 184, 211-214) sehen in diesen Verhaltensweisen die Anfänge einer beabsichtigten Kooperation, die ganz spezifisch menschlich und voller Potential für die Übermittlung von Kenntnissen, für das Zustandekommen von gemeinsamen Unternehmungen und Sprache ist. Robert Emde (1988a, S. 33-35; 1988b, S. 284-285) und seine Forschergruppe in Denver sehen darin, wie das Kind in dieser Phase auf Aufforderungen — nicht auf Verbote — eingeht, den Beginn eines moralischen Empfindens.

Der folgenreichste Austausch auf dieser Stufe ist aber vermutlich die gegenseitige gefühlsmässige Abstimmung. Wir sprechen oft davon, dass wir uns in jemanden einfühlen können. Wissen wir eigentlich, wie das vor sich geht? Wie geben wir jemandem zu verstehen, dass wir fühlen, was er fühlt, und dies ohne Worte, wie im Falle der Interaktionen zwischen Betreuern und Baby? Beispiele aus dem

täglichen Leben, die Mutter und Kind in gefühlsmässigem Einklang zeigen, sehen ungefähr so aus (Stern, 1985, S. 140): 1) Ein 9 Monate altes Mädchen wird freudig erregt beim Anblick eines Spielzeuges. Es ergreift dieses und äussert ein überschwengliches "Aaah", während es gleichzeitig die Mutter anschaut. Die Mutter erwidert den Blick und bewegt dazu ihren Oberkörper heftig hin und her. Das Hin und Her dauert etwa gleich lang wie das "Aaah" des Töchterchens und ist genauso intensiv. Oder: 2) Ein 8 1/2 Monate alter Bub streckt sich, um ein Spielzeug zu erreichen. Stumm dehnt er Arme und Hände in Richtung des Spielzeuges. Wie er, nur noch ein paar Centimeter von seinem Ziel entfernt, eine letzte grosse Anstrengung macht, seinen ganzen Körper anzuspannen und zu dehnen, sagt seine Mutter "Uuh, uuh" mit einem Crescendo in der Stimme und Luft aus ihrem gespannten Oberkörper ausstossend. Die sich steigernde Vokalisierung der Mutter entspricht genau der Zunahme der physischen Anstrengung des Kindes.

Meist ist die Einstimmung ganz eingebettet in anderes Vorgehen und so subtil, dass sie als solche kaum wahrgenommen wird. Aber sie ist es vermutlich, worauf wir achten, wenn wir intuitiv die Qualität einer Beziehung beurteilen.

Experimentelle Untersuchungen (Stern, 1985, S. 147-149) von Spielsequenzen zwischen Mutter und Kind ergaben, dass Einstimmung die häufigste mütterliche Reaktion auf Gefühlsäusserungen des Kindes war; sie war ca. alle 65 Sekunden zu beobachten. Interessanterweise erfolgte sie meist nicht in derselben Sinnesmodalität, in der sich das Kind ausdrückte. Vokalisierte das Kind, wie in unserem ersten Beispiel, so bewegte sich die Mutter unter Umständen im selben Rhythmus. Rang das Kind stumm mit den Tücken eines Objektes, wie im zweiten Beispiel, begleitete sie es stimmlich. Was Mütter am häufigsten mit dem kindlichen Ausdruck in Einklang brachten, waren Vitalitätsaffekte, z.B. die Intensität eines Geschehens (ich erinnere, Vitalitätsaffekte sind jene körperlich spürbaren dynamischen Veränderungen in der Art, wie jemand etwas macht, eher als dabei, was er macht). Den hauptsächlichen Grund, den Mütter für ihr Verhalten angaben, war "um dabei zu sein", "um zu teilen", "um mit dem Baby zu sein". Ein knappes Drittel der Mütter sagte, sie wüssten nicht, dass sie sich in der bestimmten Weise verhielten; ein gutes Drittel meinte, sich ihres Vorgehens teilweise, ein weiteres Drittel gab an,

sich dessen voll bewusst gewesen zu sein. Wird die Ungetrübtheit des Zusammenspiels zwischen Mutter und Kind experimentell gestört, stoppt oder verändert das Baby seine Tätigkeit in der Regel und schaut die Mutter fragend an. Stimmt sich die Mutter wieder ein, spielt das Kind ruhig weiter. Stern schliesst daraus, dass der Säugling ein Gespür für das Ausmass der Übereinstimmung hat.

Nun ist es aber nicht nur so, dass Mütter sich auf Kinder einstimmen. Auch das Kind entfaltet in dieser Phase ein beträchtliches Wahrnehmungsvermögen für die Gefühle anderer und eine wachsende Fähigkeit, diese zu beeinflussen und sich von ihnen beeinflussen zu lassen. Emde (Stern, 1985, S. 132, 220-223) und seine Kolleginnen und Kollegen brachten ungefähr ein Jahr alte Kinder in Situationen, in denen sie nicht wussten, ob sie sich fürchten sollten oder ob sie ihrer Neugier folgen und ein interessantes Ereignis näher untersuchen sollten. Die Forscher lockten die Kinder an einen optisch vorgetäuschten Abgrund oder liessen in einer Zimmerecke eine überdimensionierte Spielzeugspinne die Wand hinuntergleiten. Alle Kinder wandten in diesen zweideutigen Situationen ihre Blicke auf die Mutter. Wurde diese experimentell angehalten, ein ängstliches Gesicht zu machen, begannen die Kinder zu weinen oder zogen sich aus der Spielsituation zurück. Drückte die Mutter mimisch Freude und Aufforderung zum Spiel aus, gingen sie mutig auf das Unbekannte zu und schienen ihre Entdeckerfreude zu geniessen.

Wir sehen, Bezugspersonen sind nicht mehr nur Interaktionspartner. Wo sie sich regelmässig genug auf die Gefühlslage des Kindes einstimmen, wird das Fundament für spontanes zuversichtliches Sichanvertrauen gelegt. Insofern sich auch das Kind auf die Bezugspersonen einstellt, wird es zu psychischer Intimität fähig. Aus der Ich-Du-Beziehung wird ein Wir.

Natürlich kann es auch anders laufen. Wo Mütter, weil sie vielleicht schizophren oder depressiv sind, nicht auf ihre Kinder einzugehen vermögen, bleiben diese mit dem, was in ihnen vorgeht, allein. Das kann zu Zweifeln an der Relevanz und Realität der eigenen Gefühle, Wünsche, Absichten führen. Schon drei Monate alte Babys reagieren mit Beunruhigung, wenn im Laufe eines gegenseitigen Austausches von Blicken, Vokalisierungen und Bewegungen Eltern experimentell angehalten werden, zwischendurch ein unbewegliches, aus-

drucksloses Gesicht zu machen. Die Babys versuchen dann alles mögliche, um den passiven Partner wieder zu einer Reaktion zu veranlassen. Gelingt es ihnen nicht, wenden sie sich ab (Stern, 1977, S. 33; 1985, S. 149).

Stern betrachtet die gefühlsmässige Einstimmung als einen Meilenstein auf dem Weg zum Spracherwerb. Er sieht das so: Jedesmal, wenn die Bezugsperson auf irgendeine Art, sei es mit der Stimme, mit Gesten oder einem bestimmten Gesichtsausdruck den subjektiven Zustand des Kindes begleitet, bietet sie ihm im Grunde eine nichtsprachliche Metapher oder Analogie für seinen gefühlsmässigen Zustand an. Stellen wir uns eine Entwicklungsreihe von einfacher Nachahmung über Analogie und Metapher zu Symbolen vor, so leuchtet es ein, dass diese Phase, in der sich das Gefühl eines subjektiven Selbst bildet, den Gebrauch von Symbolen, z.B. Worten, vorbereitet.

IV. Im Laufe der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres entwickelt das normale Kind das Gefühl eines sprachlichen Selbst und bewegt sich mehr und mehr im Bereich der verbalen Bezogenheit.

Wie das Kind sprechen lernt, wurde u.a. in Arbeitskreisen des hervorragenden Psychologen Jerome Bruner (1983) an der Harvard Universität, USA, erforscht und ist faszinierend nachzulesen. Bei den Fragestellungen Sterns bleibend — Stern arbeitete lange Zeit mit Bruner zusammen — wollen wir uns jedoch überlegen, was die entscheidenden psychischen Entwicklungsschritte sind, die den Wortspracherwerb möglich machen und wie dieser das subjektive Selbsterleben des Kindes verändert.

Bis ein Kind 15-18 Monate alt ist, hat es viele äussere Handlungen verinnerlicht. Diese inneren Bilder und Vorstellungen haften im Gedächtnis und sind abrufbar. Das Kind hat auch Vorstellungen von Abläufen und Ereignissen, die es wiederholt bei den Bezugspersonen beobachtet hat und die noch nicht in seinem eigenen Handlungsrepertoire sind. Ab 18 Monaten beweist es nun die Fähigkeit, diese beobachteten Handlungen zeitverschoben nachzuahmen: Stunden, Tage, nachdem es der Mutter beim Einstellen der Telefonnummer zugeschaut hat, macht es das erstmals selber. Dabei muss es die verinnerlichte Handlung der Mutter mit der eigenen konkreten Tätigkeit koordinie-

ren. Soll eine gute Imitation zustandekommen, muss es zwischen beiden Versionen der Realität hin- und hergehen können. Es muss bei der einen oder anderen Anpassungen vornehmen, z.B. einen Schemel holen, um das Telephon überhaupt zu erreichen, sich daran erinnern, dass die Mutter manchmal sitzt und manchmal steht beim telephonieren, etc. Das bedeutet nichts weniger als einen Durchbruch in der geistigen Entwicklung des Kindes; denn in diesem Prozess muss es auf irgendeine Art sich selbst als für die Mutter stehend — und umgekehrt — wahrnehmen. Das beinhaltet, dass es sich nun nicht mehr nur — wie bis anhin — subjektiv spürt, sondern ein Stückweit auch von aussen — objektiv — sieht. Es hat ein Bild von sich selbst. Es erkennt sich selbst.

Das Phänomen des Selbst-Erkennens haben Lewis und Brooks-Gunn (1979, S. 17-24, 212-214; Stern, 1985, S. 165-166) im Detail untersucht. Es lässt sich gut im Verhalten vor dem Spiegel demonstrieren. Bevor sie 18 Monate alt sind, scheinen Babys nicht zu verstehen, dass das, was sie im Spiegel sehen, ein Bild ihrer selbst ist. Nach 18 Monaten tun sie es. Malt man rote Schminke auf ihr Gesicht, ohne dass sie es merken, zeigen Babys, die noch nicht 18 Monate alt sind, auf den Spiegel. Nach 18 Monaten berühren sie das Rouge in ihrem Gesicht. Sie erkennen sich auch auf einer Photographie oder in einem Film und beginnen, mit Fürwörtern und Eigennamen auf sich zu weisen. Die Geschlechtsidentität fixiert sich allmählich, d.h. das Kind reiht sich in objektive Kategorien ein (Knabe, Mädchen). Erste empathische Handlungen können beobachtet werden. Dabei muss das Kind fähig sein, sich sowohl den subjektiven Zustand des Gegenübers, z.B. den Schmerz der Mutter, objektiv vorzustellen, als auch sich selbst, wie es vom Gegenüber erlebt wird (tröstend).

Ein Selbstkonzept zu haben (wie rudimentär das auch sei) und Vorstellungen mit Handlungen koordinieren zu können, sprengt den bisherigen Rahmen des unmittelbaren Erlebens und Handelns. Von nun an hat das Kind die psychischen Möglichkeiten, seinen Erfahrungsschatz nicht nur in der Realität, sondern auch in der Phantasie zu bearbeiten und zu erweitern. Es wird fähig zu symbolischem Spiel, zum "Tun als ob", zu Rollenspielen. Aus psychodynamischer Sicht geschieht durch diese Erweiterung des Vorstellungsvermögens etwas Folgeschweres: Zum ersten Mal kann das Kind Wunschvorstellungen von der Realität entwickeln und aufrecht erhalten, die nicht mit

der Realität übereinzustimmen brauchen. Von diesem Zeitpunkt an, nicht vorher, sind die neueren Säuglingsforscher willig, dem Kleinkind Konflikthaftigkeit im psychoanalytischen Sinn und ein dynamisches Unbewusstes zuzuschreiben.

Fähig zu sein, zeitverschoben zu imitieren, den Gesichtspunkt eines Anderen zu teilen, Ähnlichkeiten zwischen sich und einem Anderen, zwischen sich und einem Objekt zu erkennen, sind Stationen auf dem Weg zur Symbolbildung, zum allmählichen Erfassen der Beziehung zwischen einer bezeichneten Sache und einer Bezeichnung für die Sache. Und das ist es natürlich, was das Kind lernt, wenn es sprechen lernt: Es erlebt, genauer als bis anhin, dass es für den grössten Teil seiner bislang erworbenen Erfahrungen Wörter gibt, die sie bezeichnen.

Zweifelsohne eröffnen sich damit ganz neue Möglichkeiten des mitmenschlichen Austausches, des Teilens und Beieinanderseins; denn Sprache kann "nicht in vitro gelernt werden", wie Bruner (1983, S. 101) sagt. Bedeutungen, als Bindeglieder zwischen den Dingen der realen Welt und Wörtern, sind nichts Konstantes, sondern veränderlich. Das lehrt uns auf einleuchtende Art der sowjetische Psychologe Lew Wygotski (1934, S. 300-301). Bieten Eltern dem Kind für eine bestimmte Erscheinung oder einen Sachverhalt Worte an — sagen wir "Hund", "Löffel" oder "böse" — so können Eltern nicht einfach wissen, was das Kind in seinem Erleben mit diesem Wort verbindet. Das Kind seinerseits kann nicht ermessen, was alles mit "Hund", "Löffel" und "böse" gemeint ist über seinen eigenen Erfahrungsbereich hinaus. Um miteinander zu kommunizieren, müssen beide Dialogpartner in einem kontinuierlichen Prozess über die Bedeutung der Wörter verhandeln (Bruner, 1983, S. 31). Sollen sie einander verstehen, muss, was beide meinen, sich mindestens zum Teil decken (S. 73-75). Im Umgang zwischen Betreuern und Kleinkind ereignet sich dieses Verhandeln ganz spielerisch, beim Bücher- und Bilder-Anschauen, beim Benennen und Erbitten von Gegenständen. Dabei erfasst das Kind nicht nur allmählich die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Es lernt gleichzeitig "Spielregeln" der jeweiligen Sprachgemeinschaft, sagen wir, wie es sich verhalten muss, damit seine Bitte akzeptiert wird, zu welchem Zeitpunkt es erwarten darf, dass ihm die Mutter Aufmerksamkeit schenkt, etc. Das heisst, das Kind erwirbt mit der Sprache die Kultur, in die es hineingeboren wurde

(S. 46, 99, 102, 107-108).

Gewiss erweitert der Erwerb der Wortsprache unser subjektives Empfinden und unsere Möglichkeiten, uns mit anderen zu verbinden enorm. Wir wissen, wie gut wir uns fühlen, wenn wir selbst oder Andere die Quintessenz unseres Erlebens in Worte zu fassen vermögen. Stern macht uns jedoch darauf aufmerksam, dass der Bereich der verbalen Bezogenheit auch Gefahren in sich birgt. Sprache kann einen Keil in das bislang ganzheitliche Erleben des Kindes treiben. Was wir erleben und wie wir das sprachlich darstellen, ist nicht einfach deckungsgleich. Zudem ist das Erleben auf der Ebene des entstehenden, des Kern- und des subjektiven Selbst nur streckenweise verbal fassbar. Da wir eine Tendenz haben, das, was sprachlich ausgedrückt wird, als das aufzufassen, was zählt, drohen die anderen Erfahrungen entwertet zu werden oder gar abhanden zu kommen.

Um diesen Punkt zu illustrieren, benutzt Stern folgendes Beispiel: Nehmen wir an, wir beobachten, wie ein kleines Kind einen gelben Fleck Sonnenlicht an der Wand wahrnimmt. Wir gehen davon aus, es erlebe die Intensität, die Wärme, die Form, die Helligkeit und noch weitere sinnlich wahrnehmbare Attribute des Lichtfleckens mit Vergnügen. Keines der Attribute ist von vorrangiger Wichtigkeit. Tritt nun ein Erwachsener hinzu und ruft: "Oh, schau den gelben Fleck Sonnenlicht an!", so werden einzelne Eigenschaften dieses globalen Erlebens herausgehoben — schauen, gelb, Sonnenlicht — und das Erleben des Kindes unter Umständen darauf reduziert.

Interessant finde ich auch Sterns Hinweise darauf, dass wir für verschiedene Teile unserer Kommunikationen unterschiedlich verantwortlich gemacht werden. Stellen wir uns einen Vorgesetzten und einen Untergebenen in einer geschäftlichen Verhandlung vor: Mit Worten drückt sich der Vorgesetzte höflich und korrekt aus. Mit Mimik, Tonfall und Haltung gibt er dem Untergebenen jedoch deutlich zu verstehen, wie wenig er von ihm hält. Möchte der Untergebene sich zur Wehr setzen, dürfte es ihm sehr viel schwerer fallen, den Vorgesetzten für sein nicht-verbales Verhalten zur Verantwortung zu ziehen, als für eine verbale Ausfälligkeit. Vor dem Spracherwerb sind wir für unser ganzes Verhalten verantwortlich. Nachher wiegt das, was wir sagen, schwerer.

Auch gilt es zu bedenken, dass gewisse Selbsterfahrungen kaum je verbalisiert werden. Die Kontinuität des Selbst, seine Kohärenz,

sind uns so selbstverständlich wie der Herzschlag oder das Atemholen. Nur in aussergewöhnlichen Zuständen kann es uns geschehen, dass dieses Selbsterleben vorübergehend bewusst wird und uns plötzlich auf eindrucklichste Art vor Augen hält, wie weit unser existentielles und unser sprachliches Selbst voneinander getrennt sein können.

Mit der Darstellung des Gefühls eines sprachlichen Selbst endet Sterns Konzeptualisierung der Frühkindheit in The Interpersonal World of the Infant. A View from Psychoanalysis and Developmental Psychology. Ich habe Ihnen aber bereits gesagt, Sterns kreative Zusammenfassung seiner eigenen Forschungsergebnisse und der unzähliger Kolleginnen und Kollegen ist ein "work in progress". In einer mündlichen Mitteilung am 4. Weltkongress für Säuglingspsychiatrie und verwandte Wissensgebiete der World Association For Infant Psychiatry and Allied Disciplines (WAIPAD), an welchem ich im September 1989 in Lugano teilnahm, wies Stern (1989) auf eine Weiterentwicklung seiner Theorie hin, die er im obengenannten Werk (1985, S. 174) nur kurz angedeutet hatte.

V. Nach dem Wortspracherwerb entwickelt das Kind ungefähr mit 3 Jahren das Gefühl eines erzählenden Selbst.

Stern meint damit die Fähigkeit, die eigene Lebensgeschichte zu erzählen. Er erwartet spannende Ergebnisse von der noch zu leistenden Untersuchung der Frage, warum und wann Kinder beginnen, mit Hilfe der Eltern, eine Autobiographie zusammenzustellen, die ihr Selbsterleben wiederum markant verändert und prägt. Wir wollen abwarten, was Stern daraus macht.

*

Lassen Sie mich versuchen, das bisher Gesagte in knappester Form zusammenzufassen: Nach Stern werden wir mit der Fähigkeit geboren, mit der Welt und uns selbst systematisch in Kontakt zu treten. Was uns von Anfang an am meisten fasziniert, sind die Mitmen-

schen, ohne die wir selbst nicht Mensch werden können. Schon in den Interaktionen der ersten Lebensmonate spüren wir, dass wir selbst und die Anderen voneinander gesonderte Wesenheiten sind. Was wir subjektiv erleben, ist aber ähnlich genug, um es miteinander auszutauschen und teilen zu können — dies nicht allein, aber auch nicht zuletzt, mittels Sprache. Durch die Aufnahme in die Sprachgemeinschaft wachsen wir in die Kulturgemeinschaft und bekommen die Möglichkeit, uns und die Anderen als Teil der gesamten Menschheit zu verstehen.

Hedi Haffner-Marti

Einige Implikationen der neueren Säuglingsforschung
für die Psychoanalyse

Liebe Gäste, liebe Kolleginnen und Kollegen,
wir wollen uns heute mit der Frage auseinandersetzen, inwiefern wesentliche Thesen der psychoanalytischen Theorie durch die neuere Säuglingsforschung bestätigt oder in Frage gestellt werden. Dabei muss ich gleich zu Anfang klarstellen, dass es die Psychoanalyse nicht gibt. Sigmund Freud selbst schrieb (1923a):

Die Psychoanalyse ist kein System wie die philosophischen, das von einigen scharf definierten Grundbegriffen ausgeht, mit diesen das Weltganze zu erfassen sucht, und dann, einmal fertig gemacht, keinen Raum mehr hat für neue Funde und bessere Einsichten. Sie haftet vielmehr an den Tatsachen ihres Arbeitsgebietes, sucht die nächsten Probleme der Beobachtung zu lösen, tastet sich an der Erfahrung weiter, ist immer unfertig, immer bereit, ihre Lehren zurückzurufen oder abzuändern. Sie verträgt es so gut wie die Physik oder die Chemie, dass ihre obersten Begriffe unklar, ihre Voraussetzungen vorläufige sind, und erwartet eine schärfere Bestimmung derselben von zukünftiger Arbeit (S. 229).

Im Verlauf von Freuds eigenem Wirken und demjenigen seiner Nachfolger, aufgrund von Kritik von aussen und von innen, aus politischen Gründen und aus Unzufriedenheit über die therapeutischen Misserfolge, wurden viele psychoanalytische Thesen so grundlegend modifiziert, dass sie heute kaum mehr unter einen Hut zu bringen sind. Wir sprechen deshalb bei Freud selbst von seinen verschiedenen Ansätzen — dem triebtheoretischen, dem ich-psychologischen, dem objektbeziehungstheoretischen, dem kulturkritischen — und bei seinen Nachfolgern von verschiedenen Ausprägungen der Psychoanalyse. Keine von ihnen ist heute die bestimmende.

Ich werde nun versuchen, die Ergebnisse der neueren Säuglings- und Kleinkinderforschung zu einigen Postulaten der Trieb- oder Libidotheorie, der Ich-Psychologie, der Objektbeziehungstheorie und der Selbstpsychologie in Verbindung zu setzen. Diese verschiedenen

Ansätze oder Ausprägungen der Psychoanalyse sind auch Abschnitte der Geschichte der psychoanalytischen Theorie, die sich zeitlich festlegen lassen. Die Trieb- oder Libidotheorie können wir — etwas vereinfachend — für Freuds Schaffen von den 90er Jahren des letzten bis in die frühen 20er Jahre unseres Jahrhunderts stehen lassen. Während dieser Phase gilt Freuds Hauptinteresse der Untersuchung der Triebe — besonders der Sexualität —, ihrer Schicksale und ihres Einflusses auf die psychische Entwicklung. Parallel dazu hat er sich immer auch mit dem Ich befasst. Aber erst 1923, mit der Publikation von "Das Ich und das Es" (Sigmund Freud, 1923b, S. 235-289), rückt er die Genese und das Funktionieren des Ichs in den Mittelpunkt seines theoretischen Interesses — eine Entwicklungslinie der Psychoanalyse, welche ab 1936 durch seine Tochter Anna (Anna Freud, 1936; siehe auch Joseph Sandler und Anna Freud, 1985) und ab 1939 durch seinen Nachfolger Heinz Hartmann (1939; 1950; 1956) eine wesentliche Erweiterung und Vertiefung erfährt. Da Sigmund Freud in "Das Ich und das Es" die Aufteilung des psychischen Apparates in drei Strukturen — das Es, Ich und Über-Ich — einführt, wird dieser Ansatz auch der strukturtheoretische genannt.

In Freuds Strukturtheorie ist, wenn auch nicht ausformuliert, so doch ansatzweise, bereits die nächste Entwicklung angelegt: die Objektbeziehungstheorie. Die Beschäftigung mit dem Über-Ich von Kindern lässt Melanie Klein (1932) — Schülerin eines Weggefährten Freuds, Karl Abrahams, — schon Ende der 20er Jahre den mächtigen Einfluss entdecken, den die verinnerlichteten Beziehungen des Kindes zu seinen Eltern ausübten. Ihre Arbeiten — so umstritten sie sind — wirken in den 30er Jahren wegweisend für eine ganze Reihe von Analytikern, die an Freuds Triebtheorie insofern Kritik üben, als sie den Menschen nicht in erster Linie von den Trieben, sondern von seinen mitmenschlichen Beziehungen her untersuchen und verstehen wollen.

Die Selbstpsychologie ist eine Ausprägung der Psychoanalyse unserer Zeit. Aber auch sie hat ihre Wurzeln im Denken Freuds. Im Versuch, gewisse Symptome Schizophrener, z.B. ihren Größenwahn, im Rahmen der Libidotheorie zu erklären, richtet Freud sein Augenmerk vermehrt auf das Problem des Narzissmus. Er erkennt, dass diese dem eigenen Körper, dem eigenen Ich, der eigenen Person zugewandte Liebe nicht nur als pathologisches Phänomen aufgefasst wer-

den darf. In der 1914 erschienenen Schrift "Zur Einführung des Narzissmus" beginnt er, sich mit der Vorstellung eines normalen, zur regulären psychischen Entwicklung gehörenden Narzissmus zu beschäftigen. An diesen Gedanken knüpft der 1981 verstorbene Psychoanalytiker Heinz Kohut an und begründet darauf sein eigenes Menschenverständnis und seine eigenen Behandlungskonzepte, welche unter dem Begriff Selbstpsychologie zusammengefasst werden.

Gehe ich nun daran, die Ergebnisse der neueren Säuglings- und Kleinkindforschung zu einigen Thesen dieser verschiedenen psychoanalytischen Standpunkte in Verbindung zu setzen, so stütze ich mich dabei wieder auf die beiden Bücher Daniel N. Sterns sowie auf Aufsätze von Joseph D. Lichtenberg, Robert N. Emde und Morris N. Eagle. Ich habe Ihnen Stern das letzte Mal vorgestellt. Lichtenberg ist Lehranalytiker am Psychoanalytischen Institut in Washington, Herausgeber des Journals Psychoanalytic Inquiry und Autor zahlreicher Publikationen zum Thema der psychischen Entwicklung. Emde ist Psychoanalytiker und Professor für Psychiatrie und Psychologie an der Universität Denver, Colorado. Er gilt in Denver als Nachfolger von René Spitz, mit welchem er noch zusammenarbeitete. Bis letztes Jahr war Emde Präsident der World Association for Infant Psychiatry and Allied Disciplines (WAIPAD). Eagle ist Psychoanalytiker und Professor für Psychologie in York, Canada. Er ist der Autor des Buches Neuere Entwicklungen in der Psychoanalyse. Eine kritische Würdigung, das 1988 auf deutsch erschienen ist.

I. Zur Trieb- oder Libidotheorie

In seinem triebtheoretischen Ansatz geht Freud davon aus, dass es ein Bestreben des seelischen Haushaltes sei, die in ihm vorhandene Quantität von Erregung möglichst niedrig oder wenigstens konstant zu halten. Er meint, intensive Stimulierung = Erregung bereite Unlust, ja, sei schädlich, Abfuhr = Erregungsminderung werde hingegen als Lust erlebt und sei das Ziel allen Verhaltens. Im Rahmen dieses Denkens betrachtet Freud Reizschutz für den lebenden Organismus als für beinahe dringlicher als die Reizaufnahme, und er geht denn auch davon aus, dass die Natur das Neugeborene so ausgestattet hat, dass es von den von aussen kommenden und als bedroh-

lich intensiv aufgefassten Stimuli durch eine Reizschranke geschützt ist (Freud, 1915, S. 213-214; 1920, S. 5-8, 25-27).

Fast ein wenig karikierend schreibt Lichtenberg (1981, S. 36) deshalb, dass wir uns anhand dieses Lust-Unlust-Prinzips das Neugeborene zufrieden schlafend vorzustellen hätten, bis der physiologische Hunger, psychologisch repräsentiert als oraler Trieb, einen bestimmten Schwellenwert erreicht hätte und das Neugeborene weckte. Es würde sich gequält fühlen, würde schreien und dadurch einen Teil seiner Spannung abführen. Schliesslich würde es gefüttert werden, was allein die Ursache der Erregung ganz aufheben könnte. Das Neugeborene erlebte die Spannungsminderung als befriedigend, als lustvoll und würde wieder einschlafen — frei von Spannungen.

Wir wissen nun aufgrund von Sterns Ausführungen, dass das Neugeborene markant anders ist. Während seines Wachseins geschieht mehr, als dass es sich nähren lässt. Es schaut, es horcht, es tastet. Nicht nur scheint es durchaus in der Lage, die Reize zu bewältigen, die seine Umgebung ihm normalerweise anbietet. Es sucht sie aktiv und systematisch und beweist anscheinend angeborene Präferenzen. Und dies alles in so hohem Mass, dass Stern willig ist, diesem "Streben nach Stimulation den Status eines Triebes oder einer motivationalen Tendenz" (Stern, 1977, S. 68) zuzuerkennen. Ferner scheint der Schlafzustand keineswegs spannungsfrei zu sein. Das Neugeborene bewegt sich im Schlaf manchmal stärker als im Wachen, wenn es nicht schreit. Lichtenberg zitiert Forschungen, die nahelegen, dass eine längere Bewegungslosigkeit des Neugeborenen eher als Stressreaktion, z.B. nach einer Beschneidung, aufzufassen ist als das natürliche Resultat einer Triebentladung. Stern und auch andere Wissenschaftler gehen davon aus, dass der kindliche Organismus programmiert ist, Stimulation zu suchen, weil die Hirnzellen für ihr Wachstum und ihre Reifung Stimulation brauchen (Emde, 1988a, S. 29; Lichtenberg, 1981, S. 36; Stern, 1977, S. 68; Frederic Vester, 1975, S. 31, 35). Wird damit Freuds Hypothese des reizscheuen, vor Reizen geschützten Neugeborenen vollkommen negiert? Nicht ganz. Wir haben im Videofilm (Maja Becker, Werner Meier und Remo Largo, 1988) gesehen, wie ein leicht schlafendes Neugeborenes, wenn man mit einer Taschenlampe über seine Augen fährt, die Augen zusammenkneift. Wiederholt man die Störung, reagiert das Baby nicht mehr. Werden Kleinkinder experimentell zunehmend stär-

keren Reizen ausgesetzt, schalten sie ihre Aufmerksamkeit jäh ab, sobald eine bestimmte Toleranzschwelle überschritten wird (Stern, 1977, S. 72). Man könnte also sagen: Wären die Reize der natürlichen Umgebung so intensiv und überfordernd, wie Freud (1920) sie schildert — er spricht vom "Anprall der äusseren Reize" (S. 25), von "einer mit den stärksten Energien geladenen Aussenwelt" (S. 26), von Reizwirkungen, welche "erschlagen" (S. 26), vom "zerstörenden Einfluss der übergrossen, draussen arbeitenden Energien" (S. 27) — so wäre es durchaus richtig zu sagen, die Natur habe das Kind mit einem Reizschutz versehen. Die heute mittels Filmkamera, Videorecorder und Tonbandanlage erstellten Verhaltensmikroanalysen beweisen aber, dass Mutter und Kind ihr Verhalten gegenseitig sehr fein aufeinander abstimmen und dass der Säugling von Geburt an die Stimulierung reguliert, von welcher seine Entwicklung abhängt (Colwyn Trevarthen, 1979, S. 343). Die Gefahr einer Traumatisierung ist im Normalfall nicht zu fürchten.

Eine weitere These der freudschen Triebtheorie lautet, dass sich der Säugling nur gezwungenermassen der Umwelt — in der Sprache der Psychoanalyse der Welt der Objekte — zuwende. Freud meint zu beobachten, der Säugling sei anfänglich in einem Zustand, den er primären Narzissmus nennt. Das heisst, der Säugling genüge sich selbst, sei, abgesehen von der Befriedigung seiner physiologischen Bedürfnisse, nicht an der Aussenwelt interessiert und in diesem Sinne asozial. Nur weil er die Mutter als Mittel zur Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse brauche, entwickle er ein soziales Interesse an ihr (Freud, 1911, S. 232; Eagle, 1984, S. 7-19). Auch spätere Forscher folgen Freud in dieser Anschauung, z.B. Margaret S. Mahler, Fred Pine und Anni Bergmann (1975, S. 59-61), welche die psychische Verfassung des Säuglings während der ersten Lebenswochen als normalen Autismus betrachten.

Im Lichte der neueren Säuglingsforschung sind diese Thesen nicht mehr aufrechtzuerhalten. Es wird uns eindrücklichst vor Augen geführt, dass der Säugling von Geburt an, ohne es lernen zu müssen, fähig und willig, ja begierig ist, mit den Pflegepersonen in sozialen Kontakt zu treten, und dies auch unabhängig von physiologischer Bedürfnisbefriedigung. Manch ein Baby unterbricht sein Saugen an der Brust, um den visuellen Kontakt zur Mutter herzustellen oder zu intensivieren.

Wie wir gehört haben, verwirft Stern auch die These, Säuglinge vermöchten anfänglich nicht zwischen sich und den Pflegepersonen zu unterscheiden — ein Zustand, den Mahler, Pine und Bergmann (1975, S. 62-71) mit normaler Symbiose bezeichnen. Zwar nimmt auch Stern an, dass bei gutem Entwicklungsverlauf in den ersten Monaten — Stern (1985, S. 72) fasst die Phase, in welcher sich das Empfinden eines Kern-Selbst und Kern-Anderen bildet, als die vielleicht sozialste des ganzen Menschenlebens auf — eine tiefe Verbundenheit zwischen Kind und Pflegepersonen entsteht, die das Fundament ausmacht für spätere Gefühle von Zusammengehörigkeit und Teilhabe an Gemeinschaft. Aber was für Abraham, Spitz und Mahler aus einer Unfähigkeit des Kindes resultiert (es kann die Grenzen zwischen sich und den Anderen nicht oder nur verschwommen wahrnehmen), ist für Stern das Ergebnis erfolgreichen, aktiven psychischen Funktionierens von Mutter und Kind, ein Zusammenkommen über Grenzen hinweg (1985, S. 101, 104-105, 240-241). Diese Betrachtungsweise scheint mir charakteristisch für die ganze neuere Säuglingsforschung. Vieles, was dem Kind früher negativ, als Defizit ausgelegt wurde, wird heute positiv gedeutet und als Errungenschaft verstanden. Wie Spitz (1954, S. 26-27) beobachtet, dass der Säugling sowohl die Mutter als auch die Maske anlächelt, leitet er daraus eine Anfangsphase ab, in welcher die sozialen Partner für das Kind austauschbar sind, weil dieses deren wesentliche Qualitäten gar nicht wahrnehme. Stern, denke ich, würde die Fähigkeit betonen, im Gesicht der Mutter und der Maske das Gemeinsame, die Invariante, zu entdecken (was Spitz auch sieht, aber nicht positiv wertet). Und mit den modernen Aufnahmetechniken liesse sich vermutlich nachweisen, dass es im kindlichen Verhalten gegenüber der Mutter und der Maske bedeutsame Unterschiede gibt — auch wenn das Kind beide anlächelt.

Wir haben es hier aber auch noch in anderer Hinsicht mit einer entscheidenden Wende, einem Paradigmenwechsel zu tun: Wo Stern und diejenigen, die ihm nachfolgen, die Annahme verwerfen, das Kind sei anfänglich psychisch mit der Mutter verschmolzen und gliedere sich erst im Laufe des Heranwachsens aus dieser Fusion heraus, lassen sie sich in ihrem Verständnis der Mutter-Kind-Beziehung nicht länger von dem der Biologie entlehnten Entwicklungsmodell leiten, nach welchem die genetisch frühen Formen u.a. durch Undifferenziertheit, Globalität und Unspezifität gekennzeichnet sind. Bekanntlich ver-

führte die Anwendung dieses Modells auf die psychischen und sozialen Phänomene zu Vergleichen zwischen Kind, Tier, primitiven Völkern und psychisch Kranken (siehe z.B. Heinz Werner, 1948), die sich nicht als heuristisch fruchtbar, ja als irreführend erwiesen.

Ein wesentlicher Bestandteil der freudschen Trieblehre ist die Annahme von Organisationsstufen der Libido (der oralen, analen, phallischen und genitalen Stufe). Widersprechen nun die Ergebnisse der neueren Säuglingsforschung der psychoanalytischen Annahme, dass die orale Situation von grosser Bedeutung sei? Lichtenberg (1981, S. 37-38) verneint diese Frage. Wir wissen schon seit Spitz, dass das Kind mit allen Sinnen, nicht nur mit dem Mund, Kontakt mit der Umwelt aufnimmt. Aber das Nähren und Genährtwerden, mit allem, was es an Stimuli und Befriedigung für die Pflegeperson und das Kind enthält, scheint doch einen ganz spezifischen Beitrag zur Entwicklung der Pflegepersonen-Kind-Beziehung zu leisten. Lichtenberg belegt das mit Berichten über Kinder, die mit einem Speiseröhrenverschluss geboren wurden. Sie bekommen die Milch mit einer Sonde direkt in den Magen geführt. Bei einer Gruppe solcher Säuglinge wurde dies ohne gleichzeitige Stimulierung des Mundes gemacht. Ihre Bindung an die Mutter soll sich nur schwach entwickelt haben und ihrem allgemeinen Funktionieren fehlten Motivation, Vitalität und Zielgerichtetheit. Einer anderen Gruppe wurden zusätzlich zu der Sondennahrung Scheinfütterungen in den Mund verabreicht. Die Mütter wurden ermutigt, trotz des schwallartigen Erbrechens so voll als möglich auf ihr Kind zu reagieren. Geschah dies sofort nach der Geburt, wo die oralen Reflexe stark und effizient sind, entwickelten die Kinder Interesse an und Kompetenz in oraler Einverleibung. Sie zeigten ein normales Mass von Vitalität und Motivation. Lichtenberg u.a. schliessen daraus, dass zwischen der oralen Situation und der Organisation von Motivation ein direkter Zusammenhang bestehe.

Die letzte These der Triebtheorie, die wir im Lichte der neueren Säuglingsforschung näher ansehen wollen, betrifft Freuds Annahme, dass das Erleben und Verhalten von Säuglingen und Kleinkindern hauptsächlich durch das Lustprinzip reguliert werde. Freud postuliert einen Säugling, der halluziniert, was er begehrt, einen, der die Wirklichkeit in und mittels der Phantasie im Sinne seiner triebhaften Bedürfnisse umgestaltet, entstellt. Nur weil die phantasierte Befriedigung die Triebspannung nicht wirklich lösen kann, aner-

kennt der freudsche Säugling schliesslich die Gesetzmässigkeiten der Realität (Freud, 1911, S. 230-238; Stern, 1985, S. 239).

Norman Elrod (1989; 1990), der nächste Woche zu Ihnen über Paul Federns Ich-Psychologie sprechen wird, verweist im Rahmen seiner Aufarbeitung der Geschichte der Psychoanalyse in der Sowjetunion in zwei seiner Schriften auf eine Diskussion, die für dieses Thema relevant ist: Der sowjetische Psychologe und Psychoanalytiker Lew Wygotski (1934, S. 17-64), der mit blinden, tauben und geistig behinderten Kindern arbeitet, befasst sich Ende der 20er/anfangs der 30er Jahre intensiv und lebendig mit frühen Schriften Jean Piagets, die ins Russische übersetzt worden sind. Auch Piaget ist zu jenem Zeitpunkt Psychoanalytiker, und seine Ansichten über die Entwicklung des kindlichen Denkens widerspiegeln klar freudsches Gedankengut. Piaget führt aus — so berichtet Wygotski — das Denken des Kindes sei anfänglich autistisch, werde dann egozentrisch und schliesslich rational. Das autistische Denken fasst er als primär, als durch die Natur des Kindes bedingt, privat-logisch und wunschbestimmt auf. Das rationale Denken versteht er als sozial bezogen, aber von der Umwelt auferzungen, den Gesetzen der Erfahrung und der reinen Logik folgend. Das egozentrische Denken hat eine Mittelstellung in der genetischen Reihe insofern, als es zwar noch egoistisch, auf die Befriedigung eigener Bedürfnisse ausgerichtet ist, aber auch bereits Aspekte des Erwachsenendenkens aufweist.

Wygotski stellt diese Reihenfolge in Frage. Zur Unterstützung seiner Argumente benutzt er Aussagen Eugen Bleulers über das autistische Denken:

Ich sehe keine halluzinierte Befriedigung des Säuglings, sondern nur eine nach wirklicher Nahrungsaufnahme ... Ich sehe auch beim etwas älteren Kinde nicht, dass es einen eingebildeten Apfel über einen wirklichen stellen würde ... Ich kann nirgends ein lebensfähiges Geschöpf finden oder nur mir denken, das nicht in erster Linie auf die Wirklichkeit reagierte, das nicht handelte, ganz gleichgültig, wie tief es stehe; und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass von einer gewissen Einfachheit der Organisation an nach unten hin autistische Funktionen vorhanden sein können. Dazu gehören komplizierte Erinnerungsmöglichkeiten (Bleuler, 1912, zitiert in: Wygotski, 1934, S. 27-28).

Nach Wygotski wird das Problem der zwei verschiedenen Formen des psychischen Funktionierens in der Psychoanalyse (das dem Lustprinzip folgende primärprozesshafte und das die Realität einbezie-

hende sekundärprozesshafte) falsch dargestellt, wenn die Befriedigung von Bedürfnissen und die Anpassung an die Wirklichkeit einander als Widerspruch gegenübergestellt werden. Hartmann (1956, S. 236-260) erörtert das mehr als 30 Jahre später ausführlich in seinen "Bemerkungen zum Realitätsproblem". Bedürfnis und Anpassung müssen in ihrer Einheit betrachtet werden. Ein Bedürfnis zu befriedigen, beinhaltet immer eine gewisse Anpassung an die Wirklichkeit. Wygotski (1934) schreibt deshalb: "Es gibt also keine Anpassung an die objektive Wirklichkeit um der Anpassung selbst willen, unabhängig von den Bedürfnissen des Organismus des Individuums. Die ganze Anpassung an die Wirklichkeit wird von den Bedürfnissen veranlasst" (S. 28).

Hören wir diese Ausführungen Wygotskis, wundert es uns nicht, dass auch die heutigen Säuglings- und Kleinkinderforscher (Emde, 1988a, S. 36) Wygotski für sich entdecken. Denn das ist genau ihr Standpunkt: Der Säugling erlebt, prüft, untersucht, erfährt in erster Linie die Realität. Und das scheint in keinem Widerspruch zu seinem Luststreben zu stehen. Im Gegenteil! Wo seine subjektiven Erfahrungen verzerrt sind, sind sie es zufolge der Unreife seines Wahrnehmungs- und Erkenntnisvermögens und nicht aufgrund von Wünschen und deren Abwehr. Die wunscherfüllende und defensive Umgestaltung der Realität erfordert — wie Bleuler erwähnt — kognitive Prozesse, die am Anfang noch nicht vorhanden sind. Nach Stern u.a. (Lichtenberg, 1981, S. 40-41; Stern, 1985, S. 255) ist sie erst möglich, wenn das symbolische Denken zur Verfügung steht, also ca. ab dem 18. Monat, im Übergang vom Empfinden eines subjektiven zum sprachlichen Selbst. Lichtenberg (1989, S. 29) glaubt nicht, dass einem Säugling, der jünger als ca. 18 Monate ist, ein Unbewusstes zugesprochen werden kann im Sinne von konfliktuösen Phantasien, die verdrängt, aus dem Gewahrsein ausgeschlossen werden.

II. Zur Ich-Psychologie

Nach der Libidotheorie Freuds ist das Neugeborene ein reines Triebwesen. Erst beim Heranwachsen in der hauptsächlich konfliktuös aufgefassten Auseinandersetzung mit der äusseren Wirklichkeit, differenziert sich aus den Trieben heraus eine psychische Struktur

oder Instanz — das Ich —, die dann zwischen den Triebregungen und den Erfordernissen der Aussenwelt im Interesse des Überlebens vermittelt. Nach dieser Hypothese ist das Ich also sowohl das erst im Laufe des Aufderweltseins entstehende Produkt von Konflikten als auch das Organ ihrer Bewältigung.

Dieser Annahme der Abhängigkeit des Ichs (für Genese und Funktionieren) von Trieben und Konflikten bleibt Freud, bei allen Wandlungen, die der Ich-Begriff erfährt, im grossen und ganzen treu. Die für unsere Diskussion relevanteste Weiterentwicklung der Ich-Psychologie formuliert einer seiner Nachfolger, Heinz Hartmann. Er postuliert Ende der 30er Jahre, dass ein Teil des Ichs einen von den Einflüssen der Triebe und der Umwelt autonomen Ursprung habe. Sich auf eine der letzten Schriften Freuds beziehend, geht er von angeborenen Ich-Eigenschaften aus. Das neugeborene Menschenkind komme nicht als reines Triebwesen zur Welt, schreibt er, sondern mit von Anfang an zweckmässig funktionierenden Ich-Strukturen. Diese unterliegen Reifungsgesetzmässigkeiten. Sie entstehen nicht durch Konflikte. Hartmann fasst sie deshalb unter dem Begriff "konfliktfreie Ich-Sphäre" zusammen. Diese hat in erster Linie eine adaptive Funktion. Sie garantiert das Überleben in durchschnittlich zu erwartenden Verhältnissen. "Es gibt Angepasstheit bevor es intendierte Vorgänge des Sichanpassens gibt", sagt Hartmann (1939, S. 44; siehe auch S. 14, 44-46; 1950, S. 124-125).

Das scheint alles sehr nahe bei Sterns Beobachtungen zu liegen. Ohne Zweifel unterstützen die neueren Säuglingsforschungen die Annahme von dem, was Hartmann angeborene Ich-Funktionen nennt: 1) Neugeborene sind fähig, sich zu orientieren: Sie richten sich visuell nach der Quelle eines Lautes; sie machen Greifbewegungen in Richtung von Gegenständen, die sie hören, aber nicht sehen. 2) Sie können differenzieren: Sie unterscheiden verschiedene Gerüche und wenden sich von den einen (unangenehmen) ab; sie unterscheiden schon in der zweiten Woche zwischen einem dreidimensionalen Gegenstand und seinem zweidimensionalen Abbild; sie bewegen sich anders bei der Präsentation von Menschen als bei derjenigen von Gegenständen. 3) Das wenige Wochen alte Baby kann sich erinnern und Wahrnehmungen anhand von gespeicherten Informationen überprüfen: Wird dem Gesicht der Mutter experimentell eine fremde Stimme zugefügt, wendet es sich ab. 4) Es kann seine Bewegungen in beträchtlichem Mass koordinieren

und kontrollieren: Geht der Versuch, den Daumen zum Mund zu führen, am 5. Lebenstag noch oftmals fehl, gelingt er am 10. Tag bereits zuverlässig (Lichtenberg, 1981, S. 38-40; siehe auch Trevarthen, 1977). 5) Stern (1977, S. 112-116) vermutet sogar eine angeborene Fähigkeit, Zeitintervalle zu schätzen und zu antizipieren. Er meint, das Spiel zwischen Mutter und Kind könnte nicht so fein zusammenstimmen ohne eine solche Anlage.

Für die heutigen Entwicklungsforscher sind diese von Geburt an vorhandenen oder ohne Training bald zum Vorschein kommenden Fähigkeiten aber klar von sexuellen und aggressiven Trieben unabhängige motivationale Kräfte in eigenem Recht. Sie sind nicht der autonome Teil eines Funktionierens, das als Ganzes grundsätzlich triebbestimmt bleibt, wie das in der Ich-Psychologie Hartmanns der Fall ist. Stern und seine Kollegen wollen nicht wie Freud davon ausgehen, dass alle menschlichen Beweggründe Abkömmlinge von ein, zwei Urtrieben (Sexualität und Aggression) sind. Sie denken, das Problem der Entwicklungs- und Handlungsmotoren müsse neu konzipiert werden im Sinne von verschiedenen, untereinander verbundenen motivationalen Systemen, welche der Befriedigung verschiedener Grundbedürfnisse dienen (Lichtenberg, 1989, S. 1; Stern, 1985, S. 238). Aber Lichtenberg gibt zu, dass die moderne Neonatologie keine einfachen Lösungen anzubieten hat für die Probleme, die auftauchen, wenn die Triebtheorie durch eine Motivationstheorie ersetzt wird. Auch bleibt meines Erachtens kontrovers, was Motivationen sind. Für Lichtenberg (1989, S. 2) sind sie klar das Ergebnis von Erfahrung; bei Stern und Emde (1988a, S. 29-31) sind sie angeboren, vorprogrammiert.

Und was ist aus dem Konflikt als Entwicklungsantrieb, als dynamischem Faktor im menschlichen Verhalten geworden in der neueren Säuglingsforschung? Wo ist Freuds "Kräftespiel in der Seele", (1917, S. 62), wo sind die "zielstrebigen Tendenzen" (1917, S. 62) geblieben, die nicht nur zusammen, sondern auch gegeneinander arbeiten und uns in den Therapien mit unseren Patienten so stark beeindruckten? Es gibt das Stichwort "Konflikt" in Sterns Index nicht. Der beobachtete Säugling der heutigen Entwicklungspsychologen wird nicht als widersprüchlich beschrieben. Beruht das auf der Tatsache, dass wir es in dieser Forschung mit der normalen Entwicklung zu tun haben, während Freud viele seiner Einsichten aus der Beobachtung pathologischer Zustände ableitete? Ist der Mensch grundsätzlich

nicht als konfliktuös aufzufassen? Wird er es in der Folge von schädigenden Familien- und/oder gesellschaftlichen Verhältnissen? Freuds Säugling ist ein Kind der Hochblüte des Imperialismus, welcher in zwei Weltkriege führte. Dürfen wir der neueren Säuglingsforschung entnehmen, dass solche gesellschaftliche Entwicklungen von der menschlichen Anlage her nicht sein müssten? Für Lichtenberg (1981, S. 41) ist der Einfluss unbestritten, den die Auseinandersetzung mit Sexualität und Aggression auf die Entwicklung des älteren Kindes hat. Aber unter welchen Bedingungen und zu welchem Zeitpunkt sexuelle und aggressive Strebungen zu Gegenspielern der freudig ausgeübten Ich-Funktionen werden, ob und in welchem Mass sich Konflikte als konstitutiv für die Menschwerdung erweisen, das bleiben offene Fragen.

III. Zur Objektbeziehungstheorie

Wie ich schon eingangs erwähnte, schreibt die Ausprägung der Psychoanalyse, die wir heute unter dem Begriff der Objektbeziehungstheorie (für verschieden weit gefasste Definitionen siehe Kernberg, 1976, S. 54-57) zusammenfassen, nicht mehr den Stufen und Schicksalen der Libido den prägendsten Einfluss auf die Organisation der Psyche zu, sondern den Beziehungen, den realen und den in der Phantasie modifizierten, die der heranwachsende Mensch zu sich und der Welt entwickelt und verinnerlicht. Hartmanns Ausarbeitung der adaptiven Funktion des Ichs hatte dazu geführt, der äusseren Wirklichkeit, der Umwelt — im Gegensatz zu den innerpsychischen triebbestimmten Konflikten — im psychoanalytischen Denken mehr Gewicht zu geben. Aber die wesentlichsten Impulse zur Herausarbeitung der Objektbeziehungstheorie kamen von Analytikern, welche mit kleinen Kindern oder Schizophrenen therapeutisch arbeiteten. Sie waren konfrontiert mit dem, was wir heute als frühe, präödpale Störungen bezeichnen, von denen angenommen wird, dass ihnen in erster Linie ein Entwicklungsversagen oder -stillstand zugrunde liegt und weniger konstitutionelle Schwäche und die Abwehr von dynamischen Konflikten. Diese Therapeuten konnten die Gebundenheit ihrer Patienten an emotional bedeutungsvolle Bezugspersonen und deren Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung der Patienten — und den Verlauf der

Therapien! — nicht übersehen. Ich erinnere an Namen wie Melanie Klein, Ronald Fairbairn, Donald Winnicott, Michael und Alice Balint der britischen Schule, erinnere an Harry Stack Sullivan in den USA und Lew Wygotski in der Sowjetunion. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie das Kind in erster Linie als soziales Wesen verstehen, das von Geburt an bestrebt ist, zu seiner Umwelt im allgemeinen und den Mitmenschen im besonderen eine affektive und kognitive Beziehung herzustellen und diese zu verinnerlichen. Und die Ansichten dieser Therapeuten werden natürlich durch die Ergebnisse der neueren Säuglingsforschung bestätigt.

Ein eigener Beitrag der empirischen Säuglingsforschung zur Objektbeziehungstheorie sind die Belege dafür, dass das Neugeborene nicht nur auf die empathischen Handlungen der Pflegepersonen reagiert, sondern in unerwartet hohem Mass die angeborene Fähigkeit hat, aus eigener Initiative den Dialog mit der Umwelt aufzunehmen und zu regulieren. Der Säugling ist — Stern (1977, S. 45) sagt es schön — beziehungsstiftend. Wie Lichtenberg (1981, S. 41) berichtet, bewies die Verhaltensmikroanalyse eines einen Tag alten Babys, dass dieses sich ganz synchron mit dem Sprechverhalten des erwachsenen Betreuers bewegte. In einer anderen Studie (S. 42) wurde entdeckt, dass mehr als die Hälfte der beobachteten Interaktionen zwischen Betreuer und Kind vom Kind initiiert wurden. Trevarthen (1979, S. 338, 343) zeigt anhand seines Bildmaterials, dass nicht in erster Linie die Säuglinge die Mütter imitieren, sondern umgekehrt. Als ganz wesentlichen Aspekt der Kommunikation zwischen Säugling und Pflegepersonen betrachtet er die Bereitschaft der Pflegepersonen, sich der Initiative des Babys zu unterordnen. Viele Spiele zwischen Kleinkind und Eltern wie "Klatsche, Klatsche Händchen" oder "Rite, Rite Rössli" sind vermutlich Imitationen von kindlichem Verhalten und nicht Erfindungen von Erwachsenen.

Ein weiterer Beitrag der empirischen Säuglingsforschung zum Verständnis der Objektbeziehungen sind die Einsichten in das, was Emde (1988a, S. 27-28; siehe auch Eagle, 1984, S. 178-185, 199, 255) die Spezifität der Umwelterfahrungen jedes einzelnen nennt: Die biologische Ausstattung des menschlichen Neugeborenen garantiert nicht nur allgemeine, artspezifische, sondern auch hochindividuelle Verhaltens- und Erlebensweisen. Das heisst, einzigartige Pflegepersonen treffen mit einem einmaligen Baby zusammen und bil-

den eine ganz besondere Pflegeperson-Baby-Beziehung.

Wenn ich das richtig verstanden habe, scheinen nun Langzeitstudien nahezuzeigen, dass es die Spezifität dieser Beziehungen ist, die den entscheidenden Einfluss auf zukünftiges Verhalten und Erleben hat und nicht die Umgebung im allgemeinen, z.B. das, was eine Familie gemeinsam erlebt. Emde, mit anderen, meint auch, dass es nicht die individuellen Verhaltensmuster des Babys sind, die in der Kindheit festgelegt und später wiederholt werden, sondern die charakteristischen interaktiven Muster des jeweiligen individuellen Kleinkind-Betreuer-Paares, die verinnerlicht werden. So scheinen es auch nicht die individuellen Verhaltensmerkmale des Kindes zu sein, welche zuverlässige Voraussagen über spätere Entwicklungen erlauben, sondern eher die Eigenschaften der Betreuer-Kind-Beziehung.

Allgemein wird in den neueren Forschungen davor gewarnt, Entwicklung als zu gradlinig und eingleisig aufzufassen. Langzeitstudien (Michael Rutter, 1989, S. 5) scheinen den irreversiblen schädigenden Einfluss von Kindheitstraumata auf die spätere Entwicklung nicht zu bestätigen. Biologische, psychologische, soziale und gesellschaftliche Faktoren wirken Individuum-spezifisch zusammen und ergeben erstaunlich vielfältige Verlaufsformen. Langzeitstudien scheinen auch die "sensiblen Phasen", in welchen eine bestimmte psychische Fähigkeit erworben oder nicht erworben wird (mit allen Folgen für die zukünftige Entwicklung) nicht nachzuweisen. Das Bilden resp. Bewältigen bestimmter Entwicklungsschritte, z.B. Bindung, Loslösung, Triangulierung, Geschlechtsidentität, etc., fassen die heutigen Entwicklungspsychologen eher als lebenslängliche, denn als phasenspezifische Aufgaben auf (Stern, 1985, S. 19-23).

Den Hauptunterschied zwischen den psychoanalytischen Objektbeziehungstheoretikern und den modernen Säuglingsforschern sieht Lichtenberg (1981, S. 47) darin, dass sich die ersteren vor allem mit der Untersuchung der verinnerlichten Objektbeziehungen befassen, während die Säuglingsforscher ihr Augenmerk auf die realen Interaktionen legen. Bei Emdes starker Betonung der spezifisch-erlebten Betreuer-Kind-Beziehung weiss ich nicht so genau, wie dieses "spezifisch-erlebt" aufzufassen ist. Denkt Emde nur an die unmittelbaren, tatsächlichen Ereignisse oder schlägt er hier eine Brücke zu der psychoanalytischen Annahme, dass die Phantasien das Erfassen des Realen und die Handlungen, die sich daran knüpfen, modifizieren?

Wie dem auch sei, Sie sehen, liebe Kolleginnen und Kollegen, soziale Bezogenheit, Intersubjektivität, Wechselseitigkeit, paarweises Vorgehen, affektive Beziehung werden grossgeschrieben und ernstgenommen in den jüngsten Säuglings- und Kleinkinduntersuchungen. Die Forscher sehen sich in Einklang mit Winnicotts (1952, S. 130) bekannter Aussage "So etwas wie ein Baby gibt es gar nicht". Sie deuten sie im Sinne von "psychologisch gibt es nur die Baby-Mutter-Beziehung" (Emde, 1988a, S. 28). Lichtenberg (1981, S. 47) meint dasselbe, wenn er vertritt, wir sollten die Entwicklung eines Selbstgefühls und des Gefühls eines Anderen nicht diskutieren, als ob sie separate Entitäten wären. Das Kind entwickelt sowohl das Selbst- als auch das Objektgefühl im Kontext einer gegenseitigen Beziehung. In Anlehnung an einen anderen Psychoanalytiker, George S. Klein, sieht Emde (1988a, S. 36-37) uns hier an einer bedeutsamen Wende: In Ergänzung zur Ich- und zur Selbstpsychologie sind wir im Begriff, eine Wir-Psychologie zu entwickeln.

IV. Zur Selbstpsychologie

Der Begriff des Selbst wird in der Psychoanalyse, seit ihn Hartmann 1950 klärend vom Begriff des Ichs unterschied, ungefähr wie im umgangssprachlichen Gebrauch benutzt (Burness E. Moore und Bernard D. Fine, 1968, S. 88). Im Gegensatz zum Ich, einer Teilstruktur der Psyche, bezeichnet er die ganze Person, wie sie sich selbst erlebt, in Abgrenzung gegen andere Personen und Objekte. Die von Heinz Kohut geprägte Psychoanalyse wird mit Selbst-Psychologie bezeichnet, weil der Brennpunkt von Kohuts Interesse in der gesunden und pathologischen Entwicklung dieses übergreifenden Ganzen, des Selbst, liegt.

Kohut arbeitete den grössten Teil seines Berufslebens als Analytiker und Dozent im Rahmen und mit den Werkzeugen der psychoanalytischen Triebtheorie und Ich-Psychologie, bevor er 1977 seine bahnbrechende Schrift The Restoration of the Self veröffentlichte, die 1979 unter dem Titel Die Heilung des Selbst auf deutsch erschien. Fragen und Probleme, die weit über das klinische Setting hinausreichen, zwangen ihn, in der psychoanalytischen Theorie und Therapie Veränderungen vorzuschlagen und Ergänzungen auszuarbeiten.

Kohut (1977, S. 265-300; 1984, S. 98) sieht uns in einer sich wandelnden Welt, die es uns schwer macht, ein starkes, harmonisches, kohärentes Selbst zu entwickeln. Die Patienten, die ihn in seiner Praxis aufsuchen, beklagen gehäuft schwankende Selbstwert- und depressive Leeregefühle, Sehnsüchte, sich mit anderen zu verschmelzen und gleichzeitig Ängste, sich in deren Nähe aufzulösen. Sie sind eigenartig verwundbar und scheinen auf ganz besondere Art des bejahenden Zuspruchs anderer zu bedürfen.

In der Frühzeit der Psychoanalyse galten diese narzisstischen Persönlichkeitsstörungen als schwer zugänglich. Kohut widmete ihrer Untersuchung die ganzen letzten Jahre seines Schaffens und — ebenso, wie die Herausarbeitung der Ich-Psychologie, insbesondere das Studium der Abwehrmechanismen, die Anwendung der Psychoanalyse auf vorher als therapieresistent erfahrene Störungen ausweitet, z.B. auf die Charakterneurosen — vergrößert Kohut mit seinen neuen Erkenntnissen unser therapeutisches Potential.

Er fordert zu Neubetrachtungen bestimmter psychoanalytischer Konzepte auf. Ich möchte das am Beispiel des Stellenwertes der stark mit Eigenliebe (narzisstischer Liebe) durchsetzten mitmenschlichen Beziehungen aufzeigen. Nach den Postulaten der Triebtheorie und der Ich-Psychologie sind die narzisstischen Beziehungen charakteristisch für genetisch frühe, unreife Beziehungen des Menschen, in welchen Bezugspersonen in hohem Mass zur Befriedigung eigener Bedürfnisse benutzt werden (Jean Laplanche und Jean B. Pontalis, 1967, S. 317-323). Die Grenzen zwischen dem Selbst und den Anderen werden dabei als durchlässig aufgefasst. Es besteht daher die Neigung, was dem Anderen widerfährt und was er ist, als Selbsterleben resp. Selbstsein zu empfinden und die eigenen Gedanken, Gefühle und Wünsche auf den Anderen zu projizieren. Nach der mehr traditionellen psychoanalytischen Theorie wird dieser Beziehungsmodus bei gutem Entwicklungsverlauf überwunden. Der Mensch lernt, in der Verbundenheit mit den Anderen deren Subjektivität immer voller zu erkennen und zu respektieren, d.h. in der Sprache der Psychoanalyse, er wird der Objektliebe fähig.

Kohut setzt andere Akzente. In den drei Büchern Narzissmus, Die Heilung des Selbst und Wie heilt die Psychoanalyse? — das letztere wurde erst nach seinem Tod von Arnold Goldberg unter Mitwirkung von Paul Stepansky herausgegeben — gibt er uns an vielen Stel-

len Einblick in seine Behandlungen narzisstischer Persönlichkeitsstörungen (siehe auch Kohut, 1975, S. 173-204). Er vertritt, dass er seinen Patienten zu einem stabileren Gleichgewicht und einem kohärenteren Selbst verhelfen kann, wenn er ihrer Bedürftigkeit mitfühlend entgegenkommt. Er empfiehlt, ihre Tendenz, den Analytiker zu idealisieren, ihren Wunsch, sich mit ihm zu verschmelzen, um an seiner Macht und seinen überlegenen Fähigkeiten teilzuhaben, anzunehmen. Er will ihre Äusserungen und Leistungen bewundernd-anerkenntlich spiegeln, wie es die Bezugspersonen eines kleinen Kindes tun. Wo er dieses Vorgehen mit wohlwollendem Reflektieren und Durcharbeiten dieser Bedürfnisse begleitet, erzielt er eine heilende Wirkung.

Aufgrund dieser klinischen Erfahrungen entwirft er eine Entwicklungstheorie (Kohut, 1971, S. 85-86; 1977, S. 83-87; 1984, S. 79-101, 110), nach welcher die Entstehung eines gesunden Selbst davon abhängt, dass dem heranwachsenden Kind empathisch-responsive Selbstobjekte zur Verfügung stehen. Selbstobjekte sind Menschen, die als Teil des Selbst erlebt werden. Sie übernehmen Funktionen des Selbst, z.B. wirken sie mit ihrem Zuspruch, ihrer Nähe als stabilisierender Faktor gegen das fragmentierende Potential von intensiven Affekten, Ängsten. Fehlen dem heranwachsenden Kind empathische Selbstobjekte, entstehen Defekte, Schwächen, Verzerrungen im Selbst, die Kohut als Urgrund aller Formen der Psychopathologie betrachtet (Kohut, 1984, S. 86).

Wo sich die Selbstpsychologie nun vom triebtheoretischen und ich-psychologischen Standpunkt unterscheidet, liegt in der Auffassung, dass diese narzisstischen Beziehungen (Kohut nennt sie Selbst-Selbstobjekt-Beziehungen) nicht phasenspezifisch sind, dass wir sie nicht überwinden, sondern lebenslänglich brauchen wie den Sauerstoff zum Atmen. Narzissmus wird als grundsätzlich positiv aufgefasst (Kohut, 1971, S. 251; 1984, S. 79). Ein guter Entwicklungsverlauf zeichnet sich nicht dadurch aus, dass wir vom Narzissmus zur Objektliebe oder von der Symbiose zur Autonomie fortschreiten, sondern durch Veränderungen in den Selbst-Selbstobjekt-Beziehungen. Anstatt z.B. auf frühkindliche Art ziemlich wahllos von allen Bezugspersonen vollkommene Zustimmung zu fordern und bei deren Fehlen unter intensivsten Ängsten vor Desintegration zu leiden, entsteht bei einem wünschenswerten Verlauf allmählich Vertrauen in die eigene Fähigkeit, in der realen Umwelt geeignete Selbstobjekte zu entdecken und

sie für eine wohlwollende Unterstützung zu gewinnen.

Wo in dieser Auseinandersetzung kann Sterns Theorie angesiedelt werden? Auch er hat das Konzept eines "das Selbst regulierenden Anderen" (Stern, 1985, S. 104-110, 243). Es bezieht sich auf die Erfahrung des Zusammenseins mit einem Anderen, der die Selbstgefühle massgeblich beeinflusst (Spas oder Kummer bereitet, Aufmerksamkeit steigert oder stört, ein Gefühl der Sicherheit vermittelt, etc.). Aber sogar im Falle des erst vier, fünf Monate alten Babys, das weinend aus dem Bettchen auf den Schoß einer vertrauten Person gehoben wird und sich dabei beruhigt, geht Stern davon aus, dass die Gefühle des Babys als ganz zu ihm gehörig erlebt werden. Selbst und Objekt sind nicht verschmolzen. Das sich eben formende Gefühl eines Kern-Selbst und Kern-Anderen werden im Zusammensein mit dem das Selbst regulierenden Anderen nicht angetastet. Bei allen Ähnlichkeiten zwischen der Theorie Kohuts und Sterns — ich denke daran, wie beide das Selbsterleben in den Mittelpunkt ihres Interesses stellen und als organisierendes Prinzip verstehen, wie sie beide möglichst erfahrungsnah theoretisieren wollen und welche wichtige Rolle bei beiden die gefühlsmässige Einstimmung spielt — vermute ich doch, dass Sterns Annahme der grundsätzlichen Fähigkeit des Säuglings, seine Getrenntheit von den Pflegepersonen von Geburt an ansatzweise zu spüren und zu bewältigen, Stern zwingt, sich gegenüber der Selbstpsychologie Kohuts abzugrenzen.

*

Lassen Sie mich abschliessend zusammenfassen: Welche Vorstellungen vom Säugling, vom Menschen, von der Menschwerdung müssen wir aufgrund der neuen Forschungen aufgeben? Welche wollen wir als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen annehmen? Auf welche wollen wir unsere gegenwärtige Arbeit ausrichten?

Die Mythen eines primären Narzissmus, eines normalen Autismus und eines frühkindlichen Egozentrismus sind nicht mehr haltbar. Der Säugling ist von Geburt an sozial ausgerichtet. Dazu gehört, was eine Kollegin, anschliessend an den letzten Vortrag, in einem Ge-

sprach schön formulierte: Unser Leben beginnt nicht innerpsychisch, es beginnt in der mitmenschlichen Beziehung. Und zu dieser leistet der Säugling von Anfang an seinen Teil. Er verhält sich beziehungs-suchend und -stiftend.

Die Vorstellung des Säuglings als passivem Organismus, der auf Reize nur widerwillig reagiert (wenn sie ihn überhaupt erreichen) und primär auf Reizerniedrigung eingestellt ist, muss fallengelassen werden. Der Säugling ist nicht reizscheu. Er ist reizhungrig. Er sucht aktiv und systematisch die Stimuli, die er für seine Entwicklung braucht, und er ist normalerweise in der Lage, das Mass der Reizaufnahme zu regulieren.

Nach den Autoren, die wir diskutiert haben, verläuft die Beziehung zwischen Kind und Pflegeperson nicht von einem Zustand der Undifferenziertheit zur Differenziertheit. Der Säugling ist anfänglich nicht symbiotisch verschlungen mit der Mutter. Stern u.a. gehen von einer grundsätzlichen Getrenntheit von Mutter und Kind aus.

Die Rolle des Konflikts als Entwicklungsantrieb ist, mindestens während der ersten eineinhalb Lebensjahre, in Frage gestellt. Wesentliche psychische Entwicklung findet vor der Fähigkeit zu Konflikthaftigkeit (im psychoanalytischen Sinn) und ausserhalb von dieser statt.

Die Annahme von kritischen, sensiblen Lebensphasen, innerhalb derer bestimmte Entwicklungsaufgaben zu bewältigen sind, wird von der Forschung nicht klar bestätigt. Die klinischen Probleme wie Vertrauensfähigkeit, Bindung und Loslösung, Einfügen in Gruppen, etc. werden in den neueren Langzeituntersuchungen eher als lebens-längliche Aufgaben/Probleme aufgefasst.

Das Streben nach Lust steht in keinem Gegensatz zur Untersuchung der Realität. Der Säugling ist ein lustvoller Realitätsprüfer.

Rückschlüsse vom Verhalten und Erleben psychisch kranker Erwachsener auf frühkindliches Verhalten und Erleben sind kritisch zu prüfen. Der Säugling denkt und fühlt höchst wahrscheinlich nicht wie ein neurotischer oder psychotischer Patient, pathologische Erscheinungen bei Erwachsenen dürfen nicht als Reaktivierung normaler Entwicklungsphasen begriffen werden.

Am 4. Weltkongress für Säuglingspsychiatrie und verwandte Wissensgebiete, im September 1989, leitete Emde (1989) seinen Ab-

schlussvortrag mit der Bemerkung ein, er werde uns eine optimistische Rede halten. Er meinte, wir würden es vielleicht unangebracht finden, angesichts der ungeheuren Probleme und des Unglücks auf dieser Welt optimistisch zu sein; aber er und seine Kollegen, die Säuglingspsychiater, seien optimistisch. Einer der Funde, der sie zuversichtlich stimmt, ist die positive Moral, die im frühkindlichen Verhalten zum Ausdruck kommt. Der Mythos vom Säugling, der rücksichtslos nur im eigenen Interesse agiert, muss begraben werden. Säuglinge nehmen und geben. Nach Emde hat die Natur uns, die Gattung Mensch, sowohl für Wettstreit als auch Kooperation, sowohl mit Destruktivität als auch der Fähigkeit, Sorge zu tragen, ausgerüstet. Während der ersten zwei, drei Lebensjahre scheinen die prosozialen Handlungen und Reaktionen zu überwiegen. Nach Emde herrschen unter Kindern des Schulalters, die er kennt, jedoch die antisozialen vor. Wir stehen also vor der dringenden Aufgabe, mit derselben wissenschaftlichen Sorgfalt und Kreativität, die wir in den hier diskutierten Forschungen beobachten konnten, zu untersuchen, wieso dem so ist. Als Gruppentherapeutin denke ich, dass wir, um das leisten zu können, als Psychoanalytiker und Entwicklungspsychologen unseren Blick über die individuellen Interaktionspaare Pflegeperson-Kind hinauswenden müssen zum engeren und weiteren Entwicklungskontext, mit welchem diese Paare in Wechselbeziehung stehen. Nach meinem Dafürhalten sind nicht nur die Biologie, die Neurologie und die Genetik verwandte Wissensgebiete der Säuglingspsychiatrie, sondern auch die Soziologie, die Politologie und die Ethnologie.

QUELLEN

- Becker, M., Meier, W. und Largo, R. (1988), Beziehungsverhalten. Verhaltensbeobachtungen am gesunden Neugeborenen, Teil III. Zürich: Abteilung für Wachstum und Entwicklung, Kinderspital (Videofilm).
- Bleuler, E. (1912), Das autistische Denken. Jahrbuch für Psychoanalytische und Psychopathologische Forschungen. Band IV, S. 1-39.
- Bruner, J. (1983), Wie das Kind sprechen lernt, aus dem Englischen übersetzt von Urs Aeschbacher. Bern, Stuttgart, Toronto: Hans Huber Verlag, 1987.
- Eagle, M. N. (1984), Neuere Entwicklungen in der Psychoanalyse. Eine kritische Würdigung, aus dem Englischen übersetzt von Hilde Weller. München, Wien: Verlag Internationale Psychoanalyse, 1988.
- Elrod, N. (1989), Freud, Piaget, Wygotski und Loewald. Wie wird der Mensch ein Mensch? texte. psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik, 9:119-154.
- _____ (1990), "Negative Freiheit" oder "Positive Freiheit" — oder von beiden das Beste. Drei Modelle psychoanalytischen Denkens: das trieb-strukturelle, das beziehungsstrukturelle und das gemischte. texte. psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik, (im Druck).
- Emde, R. N. (1988a), Development Terminable and Interminable. I. Innate and Motivational Factors From Infancy. The International Journal of Psycho-Analysis, 69:23-42.
- _____ (1988b), Development Terminable and Interminable. II. Recent Psychoanalytic Theory and Therapeutic Considerations. Ebd., 69:283-296.
- _____ (1989), Lessons from infancy: New beginnings in a changing world and a morality for health. 4. Weltkongress für Säuglingspsychiatrie und verwandte Wissensgebiete, Lugano, 20.-24.9. 1989 (Tonbandaufnahme).
- Freud, A. (1936), Das Ich und die Abwehrmechanismen. München: Kindler Verlag, 1978.
- Freud, S. (1911), Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. Gesammelte Werke, 8:229-238. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1969.
- _____ (1914), Zur Einführung des Narzissmus. Gesammelte Werke, 10:137-170. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1969.

- _____ (1915), Triebe und Triebchicksale. Gesammelte Werke, 10: 209-232. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1969.
- _____ (1917), Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Gesammelte Werke, 11:1-499. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1973.
- _____ (1920), Jenseits des Lustprinzips. Gesammelte Werke, 13:1-69. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1972.
- _____ (1923a), "Psychoanalyse" und "Libidotheorie". Gesammelte Werke, 13:209-233. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1972.
- _____ (1923b), Das Ich und das Es. Gesammelte Werke, 13:235-289. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1972.
- Hartmann, H. (1939), Ich-Psychologie und Anpassungsproblem. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1975.
- _____ (1950), Bemerkungen zur psychoanalytischen Theorie des Ichs, aus dem Englischen übersetzt von Henry D. von Witzleben. Ich-Psychologie. Studien zur psychoanalytischen Theorie. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1972, S. 119-144.
- _____ (1956), Bemerkungen zum Realitätsproblem, aus dem Englischen übersetzt von Martin Wanhg. Ebd., S. 236-260.
- Klein, M. (1932), Die Psychoanalyse des Kindes. Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Kernberg, O. F. (1976), Objektbeziehungen und Praxis der Psychoanalyse, aus dem Englischen übersetzt von Helga Steinmetz-Schünemann. Stuttgart: Klett-Cotta, 1981.
- Kohut, H. (1971), Narzissmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzisstischer Persönlichkeitsstörungen, aus dem Englischen übersetzt von Lutz Rosenkötter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag, 1976.
- _____ (1975), Die Zukunft der Psychoanalyse. Aufsätze zu allgemeinen Themen und zur Psychologie des Selbst, aus dem Englischen übersetzt von Käte Hügel, Elke Kamper, Lotte Köhler, Nils Thomas Lindquist und Hilde Weller. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- _____ (1977), Die Heilung des Selbst, aus dem Englischen übersetzt von Elke vom Scheidt. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1979.

- _____ (1984), Wie heilt die Psychoanalyse?, aus dem Englischen übersetzt von Elke vom Scheidt. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1987.
- Laplanche, J. und Pontalis, J.-B. (1967), Das Vokabular der Psychoanalyse, Zwei Bände, aus dem Französischen übersetzt von Emma Moersch. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag, 1975.
- Lewis, M. und Brooks-Gunn, J. (1979), Social Cognition and the Acquisition of Self. New York: Plenum Press.
- Lichtenberg, J. D. (1981), Implications for Psychoanalytic Theory of Research on the Neonate. The International Review of Psycho-Analysis, 8:35-52.
- _____ (1989), Psychoanalysis and Motivation. Hillsdale: The Analytic Press.
- Mahler, M. S., Pine, F. und Bergman, A. (1975), Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation, aus dem Englischen übersetzt von Hilde Weller. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1978.
- Moore, B. E. und Fine, B. D., Hrsg. (1968), A Glossary of Psychoanalytic Terms and Concepts. New York: The American Psychoanalytic Association, 1978.
- Rutter, M. (1989), Charting Developmental Pathways. Clinician's Research Digest, Vol. 8, Nr. 1, S. 5.
- Sandler, J. und Freud, A., Hrsg. (1985), Die Analyse der Abwehr, aus dem Englischen übersetzt von Horst Vogel. Stuttgart: Klett-Cotta, 1989.
- Spitz, R. A. (1954), Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen. Direkte Beobachtungen an Säuglingen während des ersten Lebensjahres, aus dem Französischen übersetzt von Ursula Seemann. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1973.
- Stern, D. N. (1977), Mutter und Kind. Die erste Beziehung, aus dem Englischen übersetzt von Thomas M. Höpfner. Stuttgart: Klett-Cotta, 1979.
- _____ (1985), The Interpersonal World of the Infant. A View from Psychoanalysis and Developmental Psychology. New York: Basic Books.
- _____ (1989), Self development: birth to 18 months. Mitteilung im Workshop: The normal and deviant development of the self. 4. Weltkongress für Säuglingspsychiatrie und verwandte Wissensgebiete, Lugano, 20.-24.9.1989 (Tonbandaufnahme).

- Trevarthen, C. (1977), Descriptive Analysis of Infant Communicative Behaviour. In: Studies in Mother-Infant Interaction, herausgegeben von H. R. Schaffer. London, New York, San Francisco: Academic Press, S. 227-270.
- _____ (1979), Communication and cooperation in early infancy: a description of primary intersubjectivity. In: Before speech. The beginning of interpersonal communication, herausgegeben von Margaret Bullowa. Cambridge, London, New York, Melbourne: Cambridge University Press, S. 321-347.
- _____ und Hubble, P. (1978), Secondary Intersubjectivity: Confidence, Confiding and Acts of Meaning in the First Year. In: Action, Gesture and Symbol. The Emergence of Language, herausgegeben von Andrew Lock. London, New York, San Francisco: Academic Press, S. 183-229.
- Vester, F. (1975), Denken, Lernen, Vergessen. Was geht in unserem Kopf vor, wie lernt das Gehirn, und wann lässt es uns im Stich? München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1978.
- Werner, H. (1948), The Comparative Psychology of Mental Development. New York: International Universities Press.
- Winnicott, D. W. (1952), Angst gepaart mit Unsicherheit. Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse, aus dem Englischen übersetzt von Gudrun Theusner-Stampa. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1985, S. 127-132.
- Wolff, P. H. (1959), Observations on Newborn Infants. Psychosomatic Medicine, Vol. XXI, Nr. 2, S. 110-118.
- Wygotski, L. S. (1934), Denken und Sprechen, aus dem Russischen übersetzt von Gerhard Sewekow. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1988.